

Unterwegs sein

Anthologie

**der 10 Siegertexte des Schreibwettbewerbs
zur Aktion „Würzburg liest ein Buch 2018“**

Herausgeber:

Würzburg liest e.V. und Autorenkreis Würzburg



© bei den Autoren
Alle Rechte vorbehalten

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einführung	2
Brigitte Bark - <i>Im Dunkel ein Leuchten</i>	4
Charló - <i>Kants Mobile</i>	7
Gerda Ebert - <i>Sackgasse?</i>	13
Claudia Jüngling - <i>Von Würzburg nach Santiago de Compostela</i> ..	20
Evelyn Langhans - <i>In der Loipe</i>	26
Bodo Lessweiler - <i>Der Weg, den ich nicht gehen durfte</i>	32
Anton Maria Moser - <i>Kleobis</i>	36
Horst-Dieter Radke - <i>Der Himmel über dir</i>	39
Elisabeth Schilling-Küng - <i>Unterwegs sein im Alltag</i>	44
Bettina Schneider - <i>Jenseits des Tejo</i>	49
Die Autorinnen und Autoren	56

Vorwort und Einführung

„Unterwegs sein“ – das war das Motto des Schreibwettbewerbs im Rahmen der im April 2018 durchgeführten Aktion „Würzburg liest ein Buch“, die sich mit dem Roman *Nicht von jetzt, nicht von hier* des 1924 in Würzburg geborenen und dort aufgewachsenen jüdischen Schriftstellers Jehuda Amichai beschäftigte.

Alle Autoren waren aufgerufen, ihre Fantasie spielen zu lassen und daraus eine Geschichte zu formen.

Das Ergebnis war überwältigend: 39 Texte gingen ein, die vom Inhalt und von der Ausgestaltung sehr unterschiedlich waren. Keine leichte Aufgabe für die fünfköpfige Jury, aus diesem Fundus die besten Texte auszusuchen. Die Jury bestand aus:

- Dr. Christine Ott (Stellwerck Verlag)
- Dr. Erich Schneider (Museum für Franken)
- Dr. Birgit Speckle (Bezirk Unterfranken)
- Monika Stoianov (Antiquariat BRAUCHBAR GgmbH)
- Georg Zeies (Mainfrankentheater Würzburg)

Diese Jury wählte unter den Einsendungen zehn Texte aus, die sich nun in dieser Anthologie wiederfinden. Sie stellen eine vielfältige Mischung aus selbst Erlebtem, Fiktivem und Phantasievолlem dar.

Die drei besten Geschichten erfuhren eine besondere Würdigung. Bei der Preisverleihung am 29.04.2018 wurden die Autorinnen und Autoren dieser drei Texte der Öffentlichkeit vorgestellt, bekamen einen Preis verliehen und durften ihre Geschichten dem Publikum vortragen. Die Gewinner waren:

1. Preis: Horst-Dieter Radke - *Der Himmel über dir* (S. 39),
2. Preis: Brigitte Bark - *Im Dunkel ein Leuchten* (S. 4),
3. Preis: Elisabeth Schilling-Küng - *Unterwegs sein im Alltag* (S. 44).

Das Organisationsteam des Schreibwettbewerbs “Unterwegs sein” bestand aus:

- Dr. Regina Frisch (Würzburg liest e.V.),
- Ulrike Sosnitza, Barbara Wolf, Hans-Jürgen Beck
(Autorenkreis Würzburg).

Hinweis:

Die Texte wurden so abgedruckt, wie sie eingegangen sind, eine redaktionelle Überarbeitung oder ein Lektorat wurde nicht durchgeführt, lediglich eine Anpassung an ein einheitliches Lay-Out und Schriftbild. Alte und neue Rechtschreibung stehen so verträglich nebeneinander.

Brigitte Bark

Im Dunkel ein Leuchten

Als ich aufgewacht bin, wußte ich gar nicht, wo ich war. Ich konnte fast nichts sehen. Es hat nach Stroh gerochen und nach Rauch, und durch 's kaputte Dach kuckten die Sterne rein. Da hab' ich wieder gewußt, wo ich bin, und hatte solche Angst und hab' geschrien. Denn hat es gleich neben mir geraschelt und einer hat mich angefaßt und gesagt, ich soll keine Angst haben. Er ist ein Soldat, hat er gesagt und daß Fliegeralarm ist und die Leute alle im Bunker. Ich hab' die Sirene nicht gehört, weil ich fest geschlafen hab'. Wie der Alarm kam, mußten alle aus dem Lazarettzug raus, aber der Soldat hat nicht in den Bunker wollen. Bunker machen ihn krank, hat er gesagt, und wie er mich gesehen hat, war er froh, daß er nicht in den Bunker gegangen ist. Denn hat er mich schön warm in seinen Mantel und ins Stroh eingemummelt und mir war kein bißchen kalt mehr.

Wo meine Mutti ist, hat er gefragt, und ich hab' gesagt, die ist nicht hier und Mäxchen auch nicht. Wie wir wegmußten, hat die Mutti mich auf den Laster raufgehoben, und da ist der Laster abgefahren. Die Mutti und Mäxchen haben so geschrien und sind gerannt, und ich hab' gekrischen und die Leute auf dem Laster auch, aber der hat nicht angehalten. Ich hab' denn weinen müssen und der Soldat hat mich auf den Schoß genommen und gesagt, ich soll nur weinen, und hat mich gestreichelt. Er hat gefragt, wie ich heiß', und ich hab' gesagt, daß ich Marianne heiß' und acht Jahre bin. Er hat gedacht, ich bin erst sechs. Ja, hab' ich gesagt, das denken alle, weil ich klein und dünn bin, aber ich bin stark. Da hat er gelacht und na klar gesagt. Er heißt Tim und ist ein Leutnant. Die Russen haben ihm in die Schulter geschossen und er muß in ein Lazarett, weil da was in seinem Hals

steckt und raus muß. Aber solange er gehen kann, sagt er, legt er sich auf keine Trage.

Denn hab' ich ihm erzählt, daß ich nach Greifswald will zu meiner Tante Hilde, die ist da Schwester in der Kinderklinik. Da hast du es ja zum Glück nicht mehr weit, hat er gesagt, wir sind ja schon in Stettin. Ja, sagte ich, von hier geht ein Zug, aber erst am Tag. Die Rote-Kreuz-Schwester sagen Bescheid, wenn wir einsteigen dürfen. Fahren Sie doch auch nach Greifswald ins Lazarett, hab' ich gesagt, da können wir doch zusammen fahren und uns besuchen, wenn wir da sind. Das wollen wir versuchen, hat er gesagt und an meiner Mütze gezupft. Und ich soll doch Tim sagen und du, wo wir doch schon so gute Freunde sind.

Mit einem Mal hat er ganz furchtbar angefangen zu schubbern, wie wenn ihm kalt ist, und da haben wir uns bis zum Hals zugedeckt mit seinem Mantel. Ganz kuschelig war es und still, weil die da draußen auch keine Bomben mehr geschmissen haben. Und der Tim hat gut gerochen, wie Vati, wenn er auf Urlaub ist. Auch bißchen nach Tabak, aber auch nach Medizin. Das kam wohl, weil er so einen dicken Verband um den Hals hatte. Ich hab' ganz sachte seinen Hals angefaßt und hab' gefragt, ob der ihm wehtut. Aber er hat gesagt, ihm tut gar nichts weh und so gut hat er sich überhaupt noch nie in seinem Leben gefühlt. Und denn hat er lange gar nichts gesagt und es war sehr schön. Aber geschlafen hat er nicht, nur immer noch so geschubbert.

Ich hab' gefragt, Tim, bist du mein Freund, und er hat gesagt, dein bester. Denn mußst du deine Hand auf meine legen, sagte ich, und ich meine auf deine, und wieder so und denn mußst du sagen, Freundschaft fürs Leben. Er hat so geschluckt, wie wenn er was trinkt, aber ihm hat wohl doch der Hals wehgetan, und denn hat er ganz langsam gesagt, Freundschaft fürs Leben, kleine große starke Marianne, und gab mir einen Kuß. Die Stoppeln am Kinn haben mich gekratzt wie bei meinem Vati. Und denn sagte der Tim noch was ganz Lustiges. Du bist ein Licht auf meinem Wege, sagte er. Da hab' ich mir aus-

gemalt, wie ich vor ihm hergeh' und leuchte und da hab' ich lachen müssen und ihm auch einen Kuß gegeben.

Ich hab' ihn gefragt, ob er müde ist, und er hat mhm gemurmelt. Aber wenn wir schlafen wollen, müssen wir noch beten, sagte ich. Da hat der Tim ganz laut durch die Nase geschnauft und gesagt, ich soll nur beten wie immer, wenn ich schlafen geh'. Das hab' ich gemacht, und noch zum lieben Gott gebettelt, daß die Mutti und Mäxchen auch ganz schnell nach Greifswald zu Tante Hilde kommen, und da mußte ich doch wieder weinen. Der Tim hat mich hin und her gewiegt und mit seiner Hand meine Tränen abgeputzt und so geflüstert. Was vom Herrgott und immerlos sagte er, warum die Kinder, warum die Kinder, und noch was vom Wahnsinn. Nachher hab' ich Gutenacht gesagt, aber da hat der Tim schon geschlafen und hat auch nicht mehr geschubbert.

Wie ich aufgewacht bin, war es hell, und so viele Leute standen da, die haben nur ganz leise geredet und manche haben geweint. Und ich war gar nicht mehr unter Tims Mantel. Der Tim lag so schrecklich weiß im Gesicht auf dem Stroh und sein Verband am Hals war ganz rot und braun verschmiert. Und ein Sanitäter sagte, er ist tot. Ich hab' es nicht geglaubt und hab' geschrien und geschrien, und mit einem Mal war alles ganz furchtbar dunkel, und denn weiß ich nichts mehr –

Charló

Kants Mobile

Gerade trete ich, aus dem Institut kommend auf die Pettenkofersstraße hinaus, kerzengerade und bin just in dieser Sekunde vielleicht die glücklichste Frau auf der ganzen Welt. Auf jeden Fall in Downtown Klinikviertel. Die Leute auf der Straße werden es mir sicher ansehen, es steht mir deutlich ins Gesicht geschrieben, denn ein breites Grinsen presst meine Backen bis zu den Ohrläppchen rüber. Delphine schwimmen in Strapsen - Quatsch - meine Endorphine schießen in Synapsen, oder so ähnlich. Mir ist ganz schwindlig vor Freude und ich bekomme gerade eine fette Gänsehaut von den überquellenden Glückshormonen die sich in mir und über mich ergießen. Die Sonnenstraße lasse ich links liegen, obwohl ich ab heute ganz offiziell eindeutig auf der Sonnenseite meiner persönlichen Lebensstraße gehe. Im Moment ist es eher ein Hüpfen, wie von einem Marsupilami, Freudensprünge, zumindest innerliche, will ich doch die Passanten nicht ängstigen, so nahe der Nußbaumstraße. Der Asphalt auf meiner Straße zum Glück war aufgerissen und von vielen Schlaglöchern durchsetzt. Bis dato, denn – *Singin' Ya Ya Yippie Yippie Yeah* - denn nun halte ich meine Testergebnisse in den Händen. Die bestätigen alles schwarz auf weiß. Früher hätte ich mir in so einer Situation erst mal eine Zigarette gegönnt, mit zittrigen Fingern eine P&S aus dem Päckchen gefriemelt und den Rauch mit tiefen Zügen inhaliert. Das habe ich klugerweise und aus triftigem Grund seit vielen Jahren hinter mir. Heutzutage finde ich das Rauchen abstoßend und wenn es die Menschen auf der Straße tun, weitaus mehr. Soeben wummert in meinem Hirn die Zeile *Ich sprüh's auf jede Wand ...* aus dem alten Hit von Ina Deter. Aber ich brauche gar keinen neuen

Mann, ich brauch' nur Jakob, den meinen und zwar zackig. Scham, Schande und Doppelshit. Siedend heiß fällt es mir ein, bevor ich vergebens danach suchen würde, daß das Handy daheim in der Ladeschale brütet. Und ich Jak, im wichtigsten Moment meines Lebens nicht erreichen kann. Den ich ohne ihn nie erlebt hätte. Wie oft hat Jak mich auf seinem Buckel über die Schlaglöcher der besagten Straße geschleppt? Oder mir seine großen und warmen Hände entgegengestreckt, wenn ich auf meinem Leidensweg zusammenzubrechen drohte. Und jetzt sollte er die frohe Botschaft etwa nicht als erster zu hören bekommen? Normalerweise wäre Jak, an diesem schönsten Montag aller Montage, an meiner Seite. Gerade heute mußte er nach Prag, wo er einen berühmten Marionetten-Schnitzer trifft. Jakob arbeitet wie ich im Marionettentheater und unser Chef, der Pechvogel, brach sich letztes Wochenende beim Sporteln einen Fuß. Der Termin in Tschechien erlaubte keinen Aufschub und so mußte leider Jak für ihn dort hinreisen. Alleine stehe ich nun auf dem Gehweg, ganz ohne Telekommunikation und blicke in Richtung Sendlinger Tor. Dabei fällt mir die Kinotafel vom Lichtspielhaus ins Auge. Auf diese könnte ich in Großbuchstaben eine telepathische Nachricht für Jak schreiben: „ICH BIN ...“. Hoppala, jetzt wäre ich fast mit einem Buggy zusammengestoßen. Vor lauter depperten Freudentänzen in meinem Kopf, der mir langsam zu bersten droht, wenn ich mein Glück nicht bald teilen darf. Sollte ich der grimmig glotzenden Mutter nach dieser Beinahekarambolage davon erzählen? Wohl eher nicht. Da schießt es mir wie ein Kugelblitz durch den aufgedrehten Gedankenstrom: „Kants Mobile! Menschenskind Karo, warum ist dir das nicht gleich eingefallen!“ Jetzt werde ich schnurstracks zu Kant eilen. Damit knacke ich zwei Zwetschgen mit einer Zange, denn so könnte ich die Jubelmessage gleichzeitig meinem geliebten Mann UND dem besten Freund überbringen.

Kant wird nicht etwa deswegen so gerufen, weil er aus Kaliningrad kommen würde. Das tut er gargarnicht. Kant ist ein Obdachloser oder ein Sandler. Auf Platte und in seiner Szene wird er so genannt,

da er erstens sehr klug ist und zweitens Emanuel heißt, Analogien beabsichtigend. Ganz genau heißt er sogar Emanuel Lumens. Solche lyrischen Namen dürfen nur Schweizer tragen! Und genau daher stammt Kant, aus der Schweiz, präzise aus Zürich, wo er in einem früheren Leben Psychotherapeut war, aber das ist eine andere Geschichte. Mein Kant hat ein Handy, das er Mobile nennt. Mit einer langen Betonung auf dem ‚o‘. Mobile, wie die Luftargonauten, die ich als Mädchen bastelte, vertüfelte austarierte Papierspielereien, an Drähten und Schnüren hängend. Tja, nach ein paar Tagen baumelten sie meist schief, traurig in ihrer Takelage, gleich dem Roten Hugo von Spliff.

Ich habe soeben den Sendlinger-Tor-Platz gequert und laufe in Richtung Stephansplatz. Dort steht Kant meistens und verkauft die BISS, eine Obdachlosenzeitung. Obwohl, um diese Uhrzeit wird er im Rothmund bei einem oder zwei Haferl Gaggo, seinem Kakao sitzen. Heute ist es spätsommerlich warm und er könnte sogar im Freien sitzen und das Treiben um ihn herum beobachten. Kant lädt nämlich sein Mobile im Rothmund auf, dessen Wirt und er sind auf einer Wellenlänge und Billard spielen sie auch manchmal. Ist nicht immer leicht, für einen Menschen, der auf der Straße lebt, sein Telefon aufladen zu können. Hoffentlich ist er jetzt dort, ich bin schon ganz hibbelig. Schon stehe ich vor der Gasttür und muß dort auf der kleinen Schiefertafel mit Krakelkreideschrift lesen: „Heute leider geschlossen!“. Ja, spinn’ ich denn? Verschließt sich die ganze Welt um mich herum wie eine Miesmuschel? Gerade heute, wo aus jeder meiner Poren der Freudensaft perlt und ich ihn teilen muß, bevor ich in meinem Glück ersaue. Nachdem das Kaffeehaus zu hat, könnte Kant schon früher zu seinem Platz an der Stephanskirche gehatscht sein, um sich die Beine in den Bauch zu stehen. Dort auf Passanten hoffend, die, unterwegs nach wohin auch immer, sein Trottoir teilen und ihm vielleicht ein BISS-Heft abkaufen würden.

Ignoranten sind es zumeist, die ihm begegnen. Wie ich - zunächst! Habe Kant aus ganz anderem Grund nicht beachtet - zunächst! Meine Ignoranz rührte keinesfalls daher, daß er ein Penner war, womit er übrigens sehr oft beschimpft wird. Verpennt ist er außerdem gargarnicht, dafür ziemlich hellwach im Geist. Im Gegenteil, ich fand ihn von Anfang an irgendwie interessant. Fast täglich kam ich auf meinem Weg zum Marionettentheater, in dem ich nachmittags den Kassendienst hatte und Eintrittskarten verkaufte, an ihm vorbei. Der Obdachlose grüßte mich stets sehr höflich sobald ich mich ihm näherte. Obwohl ich dem Kant - damals wußte ich natürlich nicht, daß dies sein Name war - nie eines seiner Hefte abkaufte. Das hielt den Mann jedoch nicht davon ab, mich freundlich, ja gütig anzulächeln, was mein schlechtes Gewissen ihm gegenüber nicht minderte, eher steigerte. Ich kannte die Ursache für meinen Verzicht nur zu gut, er aber nicht. Im Laufe der Zeit hängt der Schmeichler an sein „Grüezi Gott, Madamel!“ kleine Komplimente an. Zu meinem gewagten Schuhwerk oder den verrückten Handtaschen lieferte er galante Kommentare, keinesfalls aufdringlich, ganz Gentleman der alten Schule. Ehrlicherweise muß ich zugeben, daß ich oft bereits beim Mittagessen darüber nachsann, wie er später meinen Hut oder ein anderes chices Accessoire auf seiner Platte interpretieren würde. Eine BISS kaufte ich trotzdem nicht. Natürlich hätte ich einen anderen Fußweg zum Theater nehmen können, Alternativen gab es genug. Irgendwann später hatte er mich mit seiner gutturalen Stimme, seinem gutgelaunten Charme gänzlich eingesponnen. Die Schuldgefühle waren bereits einfach zu groß. Ich kam der Situation nicht mehr aus, wollte mich diesem Mann einfach nur anvertrauen. Was erstaunlich war, da außer Jak und einer alten Freundin von früher niemand von meinem demoralisierenden Geheimnis wußte. Und dem tiefen Wunsch, meinen traurigen Pfad endlich verlassen zu können. Kant von dem größten Hindernis in meinem Leben zu erzählen, war ein großer Vertrauensbeweis. Und nur, weil ich mich als Außenseiterin ihm ebenbürtig sah. Was natürlich vollkommener Schmarrn und

hirnrissig ist, hatte ich doch Jakob, der mich liebte, der durch tausend Fegefeuer für mich gehen würde UND wohnte in einer schönen Altbauwohnung. Ich fasste mir ein Herz und bat Kant um ein Gespräch. In dem ich ihm etwas Grundlegendes zu erzählen hätte, was mein Seelenpein lindern würde. Ob er damals erstaunt war, oder eh schon seit Tagen auf mein Angebot gewartet hatte, war aus seinen blitzenden Augen nicht abzulesen gewesen. So gingen wir gemeinsam ins Cafe Rothmund und es sollte nicht das letzte Mal gewesen sein. Denn wir hatten eine gemeinsame Leidenschaft entdeckt, das Backgammonspiel. Damals erfuhr ich auch, daß Kant in seiner Zürcher Zeit Therapeut und Mediziner war, was er in keiner Sekunde raushängen ließ. Vermutlich wäre das ein Armageddon und vorzeitiges Ende unserer Bekanntschaft gewesen. Da Kant bekanntlich klug war, wußte er dies. Er las in den Gesichtern der Menschen, die auf ihren Bahnen die seine kreuzten. Und ich habe auf dieser einen ziemlich fetten Bremsstreifen hinterlassen, so wie er auf der meinen. Manchmal, wenn es das Wetter zuließ, trafen wir uns bei den neuen Arkaden im Alten Südfriedhof, gleich hinter seinem Standplatz. Dann saßen wir in Gespräche vertieft auf der „Sieboldsbank“, von Kant so getauft, da in Sichtweite die Grabstätte des Japanforschers Philipp Franz von Siebold lag. Er bewunderte den Mediziner und Fernostreisenden wegen dessen Abenteuern. Siebold ruhte hier in guter Gesellschaft von Joseph von Fraunhofer und Max von Pettenkofer, zwei weiteren berühmten Forschern aus vergangenen Jahrhunderten. Kant erzählte gerne von guten Menschenkindern, die etwas auf den Weg gebracht hatten. Ich wiederum war stolz auf von Siebolds direktem Nachbarn zu Grabe: Josef Leonhard Schmid. Von allen „Papa Schmid“ genannt und DER war der Erbauer und Erfinder unseres Marionettentheaters!

Mensch, der olle Pettenkofer! Auf seiner Straße bin ich vor ein paar Minuten noch gestanden, als ich aus dem Institut kam. Warum habe ich nicht sofort daran gedacht. Kant könnte auf der „Sieboldsbank“ sitzen. Jetzt wäre ich wirklich gleich bei ihm und dürfte si-

cherlich sein Mobile benützen. Schnell die Maistraße runter und an der Frauenklinik vorbeigelaufen. Nomen est omen, jetzt nicht hudeln. Je näher ich meinem Ziel komme, desto aufgewühlter werde ich. Mein Gefühlsgetriebe schaltet einen weiteren Gang höher und den Turbo mit dazu.

Waren es nicht unsere Gespräche, die wir gemeinsam auf der Bank im alten Friedhof führten, wieder und wieder, die mich stützen? Nachdem ich ihm von meinen Schwächen, meinem Bangen und Hoffen, meinem elend langen Kampf um Überwindung der Widerstände, die ich mir selbst so oft in den Weg stellte, berichtete. Waren es nicht seine Fürsprache und sein Optimismus die mir halfen, wenn ich verzweifeln wollte? Kant dann sanft meine Hand nahm und leise sagte: „Esch wird, Meitli, esch wird!“ und mich stupste. Das durften nicht viele, mich Mädchen nennen und dabei stupsen! Aber er ist ja kein Therapeut und ich nicht seine Patientin, oder? Tiefe Sicherheit hat er mir gegeben, unterwegs, in Richtung Ziel, nicht wegen fahler Angst abzubiegen oder gar umzudrehen, wie schon so oft.

Von weitem sehe ich ihn auf der „Sieboldsbank“ sitzen, wie er aus einem Stanitzel Nüsse angelt um damit die Kleiber zu füttern. Mir geht bei seinem Anblick fast das Herz über und mit leicht feuchten Augen rufe ich ihm, der Friedhofsruhe trotzend, zu: „Kant! Kantino! Mein Kantinolo!“ Ich neige dazu, in emotionalen Situationen theatralisch zu übertreiben. Endlich und ein wenig außer Atem bei ihm angekommen, bitte ich ihn nach einer kurzen Erklärung, um sein Mobile. Und sage ihm, er werde gleich Zeuge einer Mitteilung werden, die meine Welt nun endlich runder Laufen lassen würde. Ich tippe die Nummer von Jakob ein und spreche laut in Kants Mobile und doch an beide Männer gerichtet: „Ich bin KEINE Analphabetin mehr!“ Mit diesen, für mich elementaren Worten, fuchtele ich mit meinem bestandenen Deutsch-Diplom vor Kants Nase rum und setze mich erleichtert auf die Friedhofsbank nieder.

Gerda Ebert

Sackgasse?

Verzweifelt und einsam stand ich auf der Brücke. Unter mir rauschte und plätscherte der Fluß.

Es war eine dunkle Nacht. Keine Sterne, kein Mond beleuchtete mir den Weg zu meinem Elternhaus. Weit war es nicht mehr, doch fiel mir jeder Schritt unsagbar schwer. Schwer war auch mein Koffer und ebenso schwer war mein Herz.

Was würde mich am nächsten Tag erwarten? Zornig und voller Wut hatte mein Vater, den wir auf dem Weg zur Arbeit angetroffen hatten, angedroht, daß ich morgen früh etwas erleben würde. Erleben, das hieß Schläge und bittere Vorwürfe, denn ich hatte versagt. Versagt auf der ganzen Linie.

Ich war 14 Jahre alt. Kam aus einem sehr behüteten Elternhaus. Meine Eltern entschieden für mich. Widerspruch wurde nicht geduldet. Meine eigene Meinung zählte nicht. Zärtlichkeiten und Gefühlsduseleien gab es nicht. Das brachte aber auch diese harte Nachkriegszeit mit sich. Da ging es nur ums Überleben. Aufzubauen, was zerstört war und sich einen kleinen ‚Wohlstand‘ anzueignen. Eventuell ein Haus zu bauen, ein Auto kaufen und auch mal Urlaub in den Bergen oder gar in Italien zu machen. Das alles nahmen sich auch meine Eltern vor und sie schafften es auch.

Nur wir Kinder blieben dabei auf der Strecke.

Als ich aus der Volksschule entlassen wurde, hatten meine Eltern mir eine Lehrstelle besorgt. Es war in einer guten und weit im Umkreis bekannten Metzgerei in Würzburg. Eigentlich hätte ich viel lieber

etwas mit Kindern oder Babys gelernt. Sie waren meine große Leidenschaft. Ihnen konnte ich die Liebe und Zärtlichkeit schenken, die in mir schlummert und ich nicht los werden konnte. Nun, Verkäuferin war zwar keine Alternative, doch es würde mir ganz bestimmt auch gefallen.

Aber mußte es unbedingt in einer Metzgerei sein? Und so weit weg von daheim. Was aber das Schlimmste war, daß ich abends nicht heim durfte.

Mit Hoffnung und Zuversicht, aber auch mit viel Angst im Herzen trat ich am 1. Sept. 1951 meine 1. Lehrstelle an.

Der Weg für mein eigenes, selbstständiges Leben war geebnet. Jetzt mußte ich nur noch richtig navigieren. Doch von Selbstständigkeit war noch keine Spur.

Mein erster Tag:

Als ich am Morgen mit meinem schweren Koffer dort ankam, zeigte mir meine Chefin mein Zimmer, welches ich mit der 1. Verkäuferin, einer etwas ‚älteren Dame‘ teilen mußte. Mit dem Befehl meinen Koffer auszupacken und dann in den Laden zu kommen, ließ sie mich allein. Als ich dann alles erledigt hatte, suchte ich den Laden.

Das Haus war irgendwie alt und düster. Und es roch nach Blut, Fett und viel Bohnerwachs. Eine tiefe Beklommenheit überfiel mich und meine ganze Vorfreude war mit einem Schlag dahin. Ich hatte nur noch Angst.

Angst, daß ich das alles vielleicht doch nicht schaffen würde.

Im Laden bekam ich eine weiße Schürze und mir wurde gezeigt, wie ich die Wurst und das Fleisch, das die Kunden kauften verpacken sollte.

Und dann stand ich bis zum Mittagessen im hellen, sauberen Verkaufsraum und versuchte mein Bestes zu geben.

Nach dem Essen mußte ich das Geschirr abtrocknen, das eine junge Verkäuferin spülte. Ausgerechnet in dieser Woche war die Haushaltshilfe krank geworden.

Am späten Nachmittag betrat ein Frau aus unserem Dorf das Geschäft. Sie begrüßte mich sehr freundlich, redete ein paar Worte mit mir, kaufte ein und ging dann wieder.

Plötzlich spürte ich ein Gefühl in mir, das ich bis dahin nicht gekannt hatte.

Ein schmerzliches Sehnen. Es tat so weh, daß mir die Tränen kamen.

Ich hatte Heimweh! Schreckliches Heimweh! Und ich wollte auf der Stelle wieder heim. Als es besonders heftig war, lief ich in mein Zimmer, öffnete den Kleiderschrank, steckte mein Gesicht in meine Kleider, zog den Duft der Heimat tief in mich ein und weinte hemmungslos.

Abends nach dem Abendessen mußte ich wieder in der Küche helfen.

Später in meinem Bett nahm ich ein Buch um zu lesen. Ich hoffte mich damit ein bißchen abzulenken.

Doch kaum hatte ich angefangen, sagte mir die etwas ‚ältere Dame‘, daß sie jetzt das Licht löschen würde, da wir am nächsten Morgen sehr früh aufstehen mußten. Und dann lag ich in diesem fremden, kalten Bett und weinte leise vor mich hin und neben mir schnarchte unsere ‚1. Verkäuferin‘. Was sollte ich nur tun. Wer konnte mir helfen. Wenn ich wenigstens mal mit meinen Eltern telefonieren könnte. Aber wir hatten noch kein Telefon zu Hause. Abends heimfahren durfte ich ja auch nicht. Und wirklich nett waren die alle nicht zu mir.

Ich hatte mir doch alles so schön vorgestellt. Bei meinen Freundinnen hatte ich geschwärmt, von meinem ersten Lohn, von meinem eigenen Zimmer. Von dem freien Leben in der Stadt mit den vielen tollen Geschäften.

Auch auf die Besuche bei meiner Tante, meinem Onkel und meinem kleinen Neffen hatte ich mich gefreut.

Und dann die Wochenendheimfahrten. Wo sie mich alle freudig empfangen würden. Mich loben und umarmen würden, weil ich doch alles so toll gemeistert hatte.

Diese Träume waren geplatzt wie tausend Luftballons.

Mein zweiter Tag:

Müde und deprimiert wachte ich auf. Ging ins Bad und wusch mich. Dann machte ich mein Bett und ging nach unten zum Kaffeetrinken. Bei der ersten Frage wie es mir heute ginge mußte ich schon schlucken und ein paar Tränen liefen auch schon wieder. Ich überlegte verzweifelt was ich gegen dieses schlimme Heimweh tun könnte. Ob es da Tabletten gab?

Heute durfte ich nicht so oft im Laden arbeiten. In einem Nebenraum mußte ich noch warme Leberwürste paarweise mit einem scharfen Messer abschneiden. Eine ganze Zeit ging es dann auch gut. Doch irgendwann liefen wieder die Tränen. Und prompt schnitt ich mich in den Finger.

Dieser Tag war kein bißchen besser als der Erste. Nach dem Abendessen luden mich der Metzgergeselle, der Metzgerlehrling und die zwei jungen Verkäuferinnen ein mit ihnen in die nahegelegene Milchbar zu gehen. Eigentlich hatte ich keine Lust. Doch sie meinten, das würde mich ein bißchen von meinem Heimweh ablenken.

Um mich nicht gleich unbeliebt zu machen sagte ich zu.

In einer Milchbar war ich noch nie, ich war überhaupt noch nie alleine in einer Bar. Durfte ich da überhaupt hin?

So saß ich dann eine Zeit später etwas unsicher und scheu zwischen diesen fremden Menschen. Sie unterhielten sich sehr lebhaft, lachten, tranken ihre Milchshakes und ich kam mir total fehl am Platze vor.

Irgendwann bot uns der Metzgergeselle Zigaretten an. Alle griffen zu. Was sollte ich jetzt tun? Wieder war ich in einem großen Zwiespalt.

Mein Vater hatte mir mehrmals gedroht, ja nicht zu rauchen, zu trinken und mich mit Männern zu treffen.

Ich wollte aber auch diese vier jungen Leute nicht enttäuschen. Ich wollte doch auch dazu gehören. Alle sahen mich gespannt an. Da griff ich halt zu.

Als Landpommeranze wollte ich ja auch nicht gelten.

Schon beim ersten Zug blamierte ich mich schrecklich. Ich verschluckte mich und mußte fürchterlich husten. Alle lachten und meinten: Na, wohl deine erste Zigarette. Da mußt du aber noch ganz schön üben.

Mein dritter Tag:

Auch an diesem Tag plagte mich das schlimme Heimweh. Ich wachte schon mit Kopfweg auf. Mir war schwindlig. Ich war krank. Da sagte meine Chefin, ich solle doch mal zu meiner Tante gehen und mit ihr darüber reden. So könne es ja nicht weiter gehen.

Nach Geschäftsschluß lief ich zu meiner Tante. Viel Hilfe erwartete ich nicht von ihr, denn sie war nur ein paar Jahre älter als ich.

Mein Onkel war zufällig zu Hause. Er war Fernfahrer und nur selten anwesend. Als ich den beiden alles erzählt hatte ging mein Onkel weg. Ich hatte nicht mitbekommen wohin er ging, weil ich mich mit meinem kleinen Neffen beschäftigt hatte.

So langsam mußte ich auch wieder zurück. Es war schon dunkel draußen.

Da plötzlich ging die Türe auf und meine Mutter stand mit wütendem Gesicht und meinem gepackten Koffer im Zimmer.

Ich konnte es nicht glauben. Wie war die so schnell nach Würzburg gekommen und bei meiner Chefin war sie ja auch schon.

Ohne mich zu fragen warum, weshalb, wieso, packte sie mich und schlug so heftig und so wütend auf mich ein, bis mein kleiner Cousin heftig anfangen zu schreien.

Da ließ sie mich los. Aber nicht ohne mir die größten Vorhaltungen zu machen. Meine Chefin hatte ihr alles berichtet. Daß ich nur

bei der Arbeit geweint hätte. Beim Romanlesen oder beim Zigarettenrauchen in der Milchbar wäre ich recht munter gewesen.

Das war natürlich Wasser auf der Mühle meiner Eltern!

Die ganze Bande hatte mich verpiffen. Das war ja so gemein!

Mit dem großen LKW meines Onkels fahren wir heim.

Meine Mutter ging mit meinem Onkel in eines unserer vier Dorfgasthäuser. Wohl um sich zu beruhigen und ihren ganzen Ärger runter zu spülen. Ich lief mutterseelenallein mit meinem furchtbar schlechten Gewissen nach Hause. Mein Koffer war schwer, doch das Gewicht das auf meinem Herzen, auf meiner Seele lag, war tausendmal schwerer.

Ich hatte große Angst vor dem nächsten Morgen und ich schämte mich schrecklich.

Ich hatte alles falsch gemacht. Ich hatte total versagt. Was war ich nur für eine Niete. Mein Weg zur Freiheit und zur Eigenständigkeit war eine Sackgasse. Mein Navigationsgerät hatte versagt.

Als ich mich kurze Zeit später in mein Bett kuschelte, weinte ich noch lange. Doch ich war froh wieder daheim zu sein.

Irgendwann war ich dann eingeschlafen.

Da plötzlich wurde meine Zimmertür aufgestoßen. Zeit um zu erschrecken hatte ich nicht. Mein Vater kam laut und mit wutverzerrtem Gesicht zu mir ans Bett, packte mich am Arm und zog mich aus dem Bett und dann spürte ich nur noch Schläge. Harte, schmerzhaft Schläge. Es tat schrecklich weh.

Aber auch diese schrecklichen Worte und Vorwürfe brannten sich in meine Seele.

Und dann sah ich seinen schweren Arbeitsschuh direkt über meinem Gesicht. Ich war wie gelähmt! Würde er jetzt zu treten?

Doch meine Mutter die daneben stand und alles beobachtet hatte, packte ihn am Arm und mit den Worten: Hör auf! Du machst dich ja unglücklich, zog sie ihn von mir weg.

Am Nachmittag erklärte sie mir, daß sie mir keine Lehrstelle suchen würde. Da mußte ich mich schon selbst darum kümmern.

Dann war wochenlang Funkstille zwischen uns.

Und irgendwann spürte ich nur noch Wut in mir. Mein Gott! Was hatte ich denn so schlimmes verbrochen.

Sie hatten mich mit meinem Koffer und vielen Verboten und Mahnungen auf eine viel befahrene Straße gestellt und ich bin losgelaufen. Leider habe ich schon bei der ersten Kreuzung einen Fehler begangen und bin in eine Sackgasse geraten.

Vielleicht war ich dem Verkehr mit meinen 14 Jahren einfach noch nicht gewachsen. Statt mir beizustehen, mir zu helfen, mich zu lotsen haben sie mich verurteilt und fast erschlagen.

Doch ich habe meinen Weg noch gefunden. Jetzt, mit 73 Jahren kenne ich die Verkehrsregeln, die Vorfahrts- und Stoppschilder, die Ampelphasen.

Meine Straße war nicht immer eben. Sie hielt schon ein paar tiefe Schlaglöcher für mich bereit. Manchmal bin ich auch zu schnell gefahren und ein Blitzlicht hat mich ausgebremst und es gab auch mal Pannen.

Doch im Großen und Ganzen hatte ich eine schöne und spannende Fahrt auf der Straße meines Lebens.

Dafür bedanke ich mich bei meinem Mann der mir immer ein guter Fahrlehrer war.

Claudia Jüngling

*Von Würzburg nach Santiago de Compostela -
Der Weg ist das Ziel*

Sylvester 14

Vorsätze für 2015: Mehr Sport-Anmeldung im Fitnessstudio/Cooler werden/Mehr fürs Abi tun/ Wallfahrt im Falle des Bestehens evtl. Santiago de Compostela

Sylvester 15

Vorsätze für 2016: Fitnessstudio nutzen/Schlagfertiger werden/Mehr an mir abprallen lassen/Mehr fürs Studium tun/An Zeitpläne halten/Pilgergelübde einlösen

Sylvester 16

Vorsätze für 2017: Fitnessstudio kündigen/Weniger harmoniesüchtig sein/Nicht immer bis zur Deadline abwarten/Die Pilgerreise angehen/Bei den Eltern ausziehen/Job finden trotz Abschluss in Kunstgeschichte/Plan B: Praktikum in Dr. Giegolds Galerie

1. Januar 2018: „Der Jakobsweg liegt vor der Haustür“ – was in meinem Falle zutrifft, wie die Infotafel an der Don Bosco-Kirche bei meinem Elternhaus im Würzburger Mainviertel beweist. Dieses Schild hat mich vor 4 Jahren zu einem himmlischen Tauschgeschäft verleitet: Für göttliche Hilfe beim Meistern der Abiturprüfungen wollte ich pilgern, möglicherweise nach Santiago de Compostela. Allerdings verweist die Tafel nicht, wie ich irrtümlich dachte, auf den einzig wahren Jakobsweg, sondern nur auf den Fränkisch-Schwäbischen Jakobsweg.

2. April: Santiago de Compostela liegt nicht da, wo vermutet – erstaunlich, wie wenig man trotz Studium weiß. Laut Internetrecherche ist es von Würzburg ungefähr 2.500 Kilometer entfernt; Hin- und Rückweg belaufen sich also auf 5.000 Kilometer. Bei 7 Urlaubstagen wären das 700 Kilometer pro Tag.

Ich halte den Fränkisch-Schwäbischen Weg nach Ulm für völlig ausreichend.

3. April: Ulm ist zu Fuß doch wesentlich weiter von Würzburg entfernt, als wünschenswert wäre.

Möchte ich wirklich 270 Kilometer trotten, nur um dann in Ulm zu stehen?

4. Mai: Die Nachbarin war in der Neumann-Basilika Vierzehnheiligen, das sind nur 100 Kilometer.

Ich habe bereits Wandersandalen und schweißabsorbierende Socken ohne Nähte gekauft.

5. Juli: Lisa hat mir geraten, viele Bananen und literweise Wasser einzupacken. Marie gab mir den Tipp, Notfall-Klopapier mitzunehmen und in der Mitte Socken zu platzieren, um den Platz im Rucksack effektiv zu nutzen.

Ich tänzle innerlich unruhig wie ein Rennpferd kurz vorm Start und will endlich los. Die Arbeitsatmosphäre ist eine Qual - ich habe mich selbst verloren und verharre im Sumpf, meine Seele leidet unter Wachstumsdepression.

6. August: Startete beseelt und schwungvoll in Erwartung geläuterter, glücklicher Wiederkehr. Da ich ungern durch die Stadt pilgern wollte, bin ich mit der stickigen Bahn nach Seligenstadt gefahren und von dort nach Prosselsheim gelaufen. Die Idee, in Sommerkleid und Sandalen zu wandern, entpuppte sich sehr schnell als sehr

schlecht. Hinter dem ersten Strauch habe ich die Bananen entsorgt und literweise Wasser getrunken, um das Gewicht des Rucksacks zu dezimieren. Da ich im Freien nicht pinkeln kann, musste ich eine geöffnete Gaststätte suchen, was sich als schwierig erwies. Die Klo-papierrollen spendete ich dort der Toilette, dummerweise samt naht-loser Anti-Fußschweiß-Socken.

Winzige Sandkörnchen sammelten sich im Schuhwerk an. Sie schmerzten zwar kaum, rieben aber. Ein eingesperrtes Kaninchen in einem Garten erinnerte mich gegen meinen Willen an die Arbeit. Herr Giegold scheint mich auch für ein Wesen zu halten, das „Nied-lich aussehen“ als einzige Daseinsberechtigung hat und nur am Le-ben teilnehmen darf, wenn dem Herrn der Sinn danach steht. Lisa behauptet, dass Herr Giegold „das alles nicht so meint und halt so ist“. Und dass ich ihm sein Alter zugutehalten sollte, da er in den 50er Jahren geboren wurde.

Unter einem Baum legte ich eine kurze Rast ein und setzte mich auf einen Stein. Beim Anblick meiner ausgestreckten Beine, kam ein verdrängter Vorfall hoch: Weil ich auf der Arbeit präventiv Hosens-anzüge trage, meinte Herr Giegold, ich sollte „doch auch mal was Netteres, Fraulicheres“ anziehen. Ich ärgere mich über mich selbst, dass ich mich tatsächlich in einen knielangen Rock gezwängt habe. Als Herr Giegold die Kunden auf meine „ansehnlichen“ Beine ver-wies und sich mit mir als „Lea, unserer neuen Augenweide“ schmückte, wäre ich vor Scham am liebsten im Boden versunken - das Angebot des Tages beim Praktikantinnen-Buffer. Herr Giegold fände es vermutlich auch nicht schön, wenn ich ihn auffordern wür-de, meinen Freundinnen mal seine Beine zu zeigen. Dabei hat dieser Mann Töchter.

Hat Lisa Recht? Bin ich zu überempfindlich und selbst Auslöser meines Problems?

Mein Weg nach Volkach führte durch sonnige, schattenfreie Wein-berge. Mit hochrotem Kopf, blasigen Füßen und von Stechmücken

umschwirrt erreichte ich nach langen zwei Stunden und mickrigen vier Kilometern die Fähre in Fahr. Dort wollte ich gar nicht hin.

Nachdem ich mir alle Blasenpflaster aus dem Notfallset als je ein Riesenpflaster auf die Fußsohlen geklebt hatte, folgte ich mit großem Durst und schlechter Laune der staubigen Landstraße Richtung Volkach.

Marie hat mir geraten, mir nichts anmerken zu lassen, weil ich sonst als zickig und prüde gelten würde. Aber alles runterzuschlucken macht mich krank, vergiftet mich. Wie ein unter Wasser gepresster Wasserball drücken unausgesprochene Worte nach oben und schnüren mir die Luft ab.

Mit anzüglichen oder sexistischen Bemerkungen konnte ich noch nie gut umgehen, schon gar nicht, wenn sie von Übergeordneten abgefeuert werden. Es wirkt möglicherweise naiv, aber ich hatte frauenverachtendes, respektloses Benehmen in einem Kunstbetrieb im Jahr 2018 nicht erwartet und war mit dieser Situation überfordert.

Von meiner Vorgängerin behauptet Isidor, der pseudo-intellektuelle Galeristensohn und künftiger Kunsterbe, sie wäre aufgrund massiver sexueller Unbefriedigung „bissgurkig“ (nicht wirklich seine Worte, die wären zensurpflichtig). Ich will nicht, dass er über mich so spricht, das würde mich verletzen. Aber ist betreten zu Boden starren und taubstellen tatsächlich die einzig mögliche Reaktion? Männerfeindliche Witze und schlagfertige Antworten würden das Betriebsklima wahrscheinlich verschlechtern. Außerdem könnte er glauben, ich fände seine peinlichen Altherrenwitze erheiternd und sich in weit abstoßendere Abgründe begeben. Wann darf ich die Grenze ziehen, wo beginnt sexuelle Belästigung? Adenauer hat gesagt, man soll die Menschen nehmen, wie sie sind, weil es keine anderen gibt. Bedeutet das, alles an allen klaglos hinnehmen zu müssen?

Die Luft schwirrte, Grillen zirpten. Wie eine Marionette setzte ich Fuß vor Fuß, Meter für Meter. Eine dynamisch klappernde Seniorengruppe mit Nordic-Walking-Stäben überholte mich. Ich konnte nicht mehr weiterlaufen, setzte mich frustriert an den Straßenrand und wartete auf eine mildtätige Mitfahrgelegenheit. Da niemand kam um mich zu retten, raffte ich mich auf und pilgerte weiter.

Nach einiger Zeit hörten bewusste Gedanken auf. Die vielgepriesene Achtsamkeit gelang mir bis zu diesem Zeitpunkt noch nie, da sonst ständig Grübeleien wie Eisschollen durch meine Gedanken trieben. Aber die vollkommene Konzentration auf das notwendige Vorankommen ermöglichte es mir, in eine befreiende Leere wie in ein Schwimmbecken einzutauchen. Obwohl mir Beine und Füße schmerzten, genoss ich es, mich endlich wieder zu finden und zu spüren, dass es in meinem Leben um mich geht. Natürlich wusste ich das irgendwie, aber es fühlte sich lange nicht danach an, weil Fremdeinflüsse wie ständiger Platzregen auf mich einprasselten.

Während die Welt Schritt für Schritt an mir vorüberglitt, strömten frische, klare Gedanken wie erfrischende Alpenbäche durch meinen Kopf. Die Welt würde nicht untergehen, wenn Isidor mich zickig fände. Eigentlich kann mir seine Meinung egal sein - ich halte sie in anderen Punkten ja auch nicht für relevant. Die Würde des Menschen ist unantastbar, auch die von Frauen, auch meine. Für Lisa und Marie mag ihr Weg, mit der Situation umzugehen, der richtige sein, für mich ist er es nicht. Ich möchte versuchen, ein aufrichtiges Gespräch mit Herrn Giegold zu führen und ihn bitten, auf meine Gefühle Rücksicht zu nehmen. Ich habe natürlich Angst davor, dass er sich persönlich angegriffen fühlt und als Chef vom Dienst keine Kritik an seiner Person duldet. Aber aus Rücksicht auf mich selbst muss ich etwas ändern.

Kurz vor Volkach zog ich beschwingt an der Nordic-Walking-Gruppe vorbei. (Die machten eine Dehnpause und bekamen mein Überholen leider nicht mit, aber ich habe trotzdem dynamisch gewunken.)

Das Gefühl der grenzenlosen Dankbarkeit für den öffentlichen Personennahverkehr, das mich auf der Rückfahrt nach Würzburg durchflutete, war eine völlig neue Lebenserfahrung – sonst ärgere ich mich eher über Verspätungen und fränkisch-freundliche Busfahrer.

Des Gelübdes wegen pilgerte ich noch in die Don Bosco-Kirche.

Obwohl ich mir wünsche, ich hätte weniger Menschen von der großen Reise erzählt, werte ich meinen Pilgertag doch als Erfolg.

Evelyn Langhans

In der Loipe

Im Einklang. Wie ein Uhrwerk. Nicht rausfallen aus der Gleichförmigkeit. Es wenigstens versuchen, den Rhythmus zu halten. Das Glück, wenn es gelang. Gewicht auf das linke Bein. Den Körper etwas nach vorn. Sich abstoßen, den Körper ins Gleiten bringen. Der Arm unterstützt die Bewegung mit Kraft. Gewicht auf das rechte Bein, der andere Arm unterstützt. Die Atmung passt sich an. Auch sie muss den Gleichklang mit der Bewegung finden. Erst dann entsteht die Einheit. Präzise, vollendet. Sie wollte sich anstrengen. Spüren, was ihr Körper leisten konnte. Sich nur auf ihn konzentrieren. Nur auf diesen Moment. Aufgehen in der exakten Bewegung. Alles andere ausblenden. Nichts denken müssen. Einatmen, ausatmen. Endlich nichts anderes mehr spüren als die Perfektion, mit der sie funktionierte. Wenigstens für die nächste Stunde, die sie in der Loipe sein würde. Wäre es nur für ewig gewesen.

Im Rhythmus der Bewegung gefestigt, begann sie allmählich die Landschaft wahrzunehmen. Ihr so vertraut. Die Hochebene. Am Horizont das Dachsteinmassiv. Winterparadies. Zustand der Ruhe. Für einen Moment nicht mehr die bohrenden Fragen der letzten Monate: Was war geschehen? Warum war er fort? Wer könnte ihr endlich sagen, wo er sich aufhielt und wie es ihm ging? Wie weiter fragen? Wen bloß? Antworten hatte sie keine gefunden. Andeutungen nur. Fährten, die sich als Sackgassen erwiesen, auf nichts beruhend als auf ihren Mutmaßungen. Die Welt schwieg. Gleichgültig. Feindlich. Als wäre sie einer Erklärung nicht würdig gewesen.

Der Herzschlag. Er spiegelte die Anstrengung. Entschiedener reihte er sich ein. Zusammenspiel. Das gleichförmige Sirren bei jedem

Meter, die sie in der Loipe voran glitt. Eindeutig. Ohne Zweifel. Als ob irgendwo ein Metronom den Takt vorgäbe. Sie musste nichts, als dieser Vorgabe folgen. Mehr Marionette als selbstbestimmtes Wesen. Endlich sicher. Ihr Atem sichtbar vor Kälte. Sie fürchtete das Ende des Zustands. Endlich aufgehoben. Wie lange hatte sie ein solches Gefühl entbehrt? Sie dachte an unbeschwerte Momente in dieser Landschaft. Dieselben Orte, dieselben Bilder, die gleitend vorüber zogen. Nie war sie ohne ihn hier gewesen. Es waren gute Erinnerungen. Sie war mit ihnen verwoben, untrennbar mit der Bergwelt. Die Erinnerung und dieser Moment. Auf einmal eins. Auch sie beide waren oft früh unterwegs gewesen. Diesem Glück auf der Spur. Die Sonne hatte gerade den Gebirgszug überhöht. Bei ihrem Aufbruch war es noch dämmerig gewesen. Der Schnee ließ die Umgebung hell wirken, deutliche Konturen gegen das Dunkel. Nie die Gefahr, den Weg zu verfehlen.

In der Nacht hatte es geschneit. Wie seit Langem nicht mehr, sagte die Gastgeberin, als sie beim Frühstück an ihrem Tisch gesessen hatte. Dem Tisch, der auch im letzten Jahr ihrer gewesen war. Und in den Jahren zuvor. Der erste Tisch im Frühstücksraum, direkt an der Tür. Damals saßen sie zu zweit daran. Jetzt war sie allein. Damals, dachte sie, dabei waren nicht mehr als zwölf Monate vergangen. Als sie diesen Ort vor einem Jahr gemeinsam verließen, um wieder in ihre Alltage zurückzukehren, hatten sie nicht daran gezweifelt, im kommenden Jahr wiederzukommen. Nach Weihnachten, direkt nach den Feiertagen. Wie immer seit vier Jahren. Das vierte Jahr. Ihr persönliches Ritual, das sie nie infrage stellten. Stille Übereinkunft. Ihre Gastgeberin reservierte das Zimmer immer wieder für denselben Zeitraum für sie. Das Gästehaus, abgeschieden, weit entrückt vom Trubel der Stadt, in der sie sonst zu Hause waren. Sterne am weiten Abendhimmel auf dem Weg durch den Wald zum Gasthof, in dem sie manchmal aßen. In der Stadt unmöglich, so die Sterne zu sehen. Hell die Schneedecke, wenn der Mond leuchtete. Eine Taschenlampe brauchten sie in solchen Nächten nicht. Sie gingen parallel zur Loipe

auf dem Winterwanderweg. Kaum jemand begegnete ihnen. Das Gefühl, dass es nur sie beide gab auf der Welt, obwohl sie wussten, dass es ganz anders war. Selbst im selben Moment. Wie viele Hasen, Eulen, Füchse, gar Wildschweine beobachteten sie auf ihrem Weg durch die Dunkelheit? Sie sahen ihre Fährten im Wald. Der frische Schnee hatte sie verraten. Verborgem im Waldesdickicht. Den Menschen nicht traugend.

In der Loipe jetzt wie in einer Schiene. Sie ließ sich führen. Sie musste nicht selbst den Weg suchen. So wie sonst immer. Auf sich allein gestellt. Verantwortlich an jedem einzelnen Tag. Sie und ihr Leben, das sich so verändert hatte. Sie genoss den Augenblick. Es war, als würde die Gleichung aufgehen, der Mensch im Einklang mit der Natur, um sie besorgt, sie zu erhalten bestrebt. Nicht zerstören, sondern schützen, behutsam nutzen. In der besten aller Welten. Die Zuversicht der Zivilisation. Einen Augenblick noch in der Bewegung, wie in Trance, in einem Schlaf mitten am Tag, mitten im Winter, hier draußen, die Kälte der Luft und die Wärme der Sonne, die jetzt auf sie schien, einfach so. Den Augenblick bewahren und die Erinnerung später wieder zum Leben erwecken. Vielleicht am späten Abend, wenn sie die Augen schließen würde in der Hoffnung, dass endlich der Schlaf käme. Frieden finden.

Er hatte die Gegend geliebt. Das alles. Das Abgeschiedene, das Herausfallen aus dem Alltag. Sie beide als Gäste hier, doch ganz so, als kämen sie nach Hause, wenn wieder ein Jahr vorbei war und sie zurückkehrten an ihren vertrauten Ort. Sie hatten es gemeinsam geliebt. Und dieses Gemeinsame war ihr Fundament gewesen. Sie wollte jetzt daran anknüpfen. Und abschließen. Vielleicht schaffte sie es. Frieden finden, schon wieder dieser Gedanke. Vielleicht dadurch, dass sie das alles noch einmal erlebte. Die guten Bilder zurückholen. Nicht die Qual der Ahnungslosigkeit, in der sie seit so vielen Monaten lebte. Sie wollte ihr nicht kampfflos das Feld überlassen. So lange hatte sie sich hilflos gefühlt. Ausgeliefert an Geschehnisse, die sie nicht begreifen konnte. Sie wollte wieder selbst bestimmen und über-

leben. Nicht als Opfer, sondern gestaltend. Mit guten Erinnerungen an die gemeinsame Zeit. Darum war sie wiedergekommen. Vielleicht würde auch er kommen. Wenn nicht hierhin, wohin dann? Ihre letzte Chance. Sie hatte sich getraut, auf ein Wiedersehen zu hoffen. Wenn es nicht passierte, musste sie trotzdem irgendwie abschließen. Sie musste es versuchen. Nur hier war es denkbar. Nur hier.

Die große Runde. Vertraute Strecke. Sie kannte sie gut, jede langgezogene Schleife, jede Wegmarke. Sie sah sie vor sich wie im Schlaf. Nichts hatte sich verändert. Die Landschaft allein versprach Kontinuität. Sie musste sich ihr Leben zurückholen. Sie *hatte* die Kraft. Es *musste* gelingen.

Sie verstanden sich gut. Gerade in letzter Zeit. Stilles Einverständnis. Ein gutes Gefühl. Nach all den Jahren, die sie sich kannten. Erst flüchtig, fanden sie irgendwann zueinander, immer besser, immer näher. Sie kannten sich gut. Sie waren sich wichtig. Daran hatte sie nie gezweifelt. Sie hatten sich alle paar Tage angerufen. Es war keine Woche vergangen, in der sie nicht wenigstens einmal gemeinsam zu Abend gegessen hätten. Entweder bei ihr oder bei ihm. Manchmal auswärts, in einem der Restaurants der Stadt, in der sie beide so gern lebten. Dann der Bruch. Seine Anrufe blieben aus. Vollständig. Und wenn sie seine Nummer wählte, erreichte sie nur die Mailbox. Sie wartete einige Zeit. Nichts passierte. Erst da merkte sie, wie wenige gemeinsame Leute sie kannten. Wen konnte sie anrufen und nach ihm fragen? Ihr fiel seine Schwester ein. Sie erwischte sie in Kanada. Sie drehte gerade einen Film, völlig gefangen in dieser abgeschiedenen Welt, mitten in ihrem Projekt. Eine Hauptrolle, sagte sie. Von ihrem Bruder hatte sie schon lange nichts mehr gehört. Sie würde sich melden, wenn sie zurück wäre. Seitdem waren Monate vergangen. Am Anfang fuhr sie fast jeden Tag zu seiner Wohnung. Nie ein Lebenszeichen. Sie befragte die Nachbarn. Nichts. Schon öfter war er für lange Phasen weg gewesen. Geschäftlich. Im Ausland. Sein Job als Filmemacher brachte es mit sich. Doch hätte er ihr nicht davon erzählt, wenn wieder ein großes Projekt näher gekommen wäre?

Er teilte gern seine Gedanken, die Vorbereitungen, die Skizzen für die Geschichten, die er einfangen wollte. Das Schweigen passte nicht zu ihm. Es versetzte sie in Furcht. Wenn ihm etwas passiert war? Nicht auf Reisen, sondern hier in der Stadt. Sie kontaktierte die Polizei und meldete ihn vermisst. Wieder viele Fragen, von denen sie einige nicht beantworten konnte. Ihre Anzeige wurde aufgenommen. Dabei war es geblieben. Er wäre nicht gefahren, ohne sich von ihr zu verabschieden. Sie war sich sicher. Doch langsam verlor sie ihre Überzeugungen. Worauf sollte sie vertrauen? Vielleicht war alles ganz anders, als sie dachte. Vielleicht machte er sich viel weniger aus dieser Freundschaft. Vielleicht hatte sie sich viel zu sicher gefühlt in dem Glauben, dass sie ihn kannte.

Das Ende der Runde kam näher. Die Strecke, die sie immer zusammen gefahren waren. Panik trieb in ihr hoch bei der Vorstellung, gleich aus der Bewegung zu fallen. Angst vor dem Moment des Stillstands. Die Loipe war abschüssig zum Schluss. Nur ein wenig. Ihr Tempo verringerte sich. Noch ein paar Sekunden. Sie schloss die Augen. Es schwindelte ihr. Sie atmete tief ein. Was war passiert? Sofort durchbohrten sie wieder die Fragen. Sie öffnete langsam die Augen. Ihre Atmung ging ruhiger. Sie würde ohne Antworten nicht auskommen. Das spürte sie jetzt. Auch hier hatte sie keine gefunden. Das Schweigen war ungebrochen. Sie hielt es nicht mehr aus. Bereit aufzugeben.

Bei ihrer Ankunft vor vier Tagen hatte sie den mitleidigen Blick der Hausherrin gesehen, die ihr gern eine andere Nachricht übermittelt hätte als die, dass es kein Lebenszeichen gab von ihm. Nichts, gar nichts. Sie hatten kaum gesprochen. Was gab es zu sagen, wenn sein Schweigen übermächtig auf allem lastete und keinen Raum ließ für anderes?

Sie saß an ihrem Tisch im Frühstücksraum. Wieder ein Morgen. Der, an dem sie abreisen wollte. Es hatte keinen Sinn. Ihre Hoffnung auf Eigenständigkeit. Weg aus der Opferrolle. Selbst bestimmen, welche Färbung die Erinnerungen behalten würden. Das hatte sie

sich ausgemalt. Rational überzeugend. Theoretisch. Die Praxis zwang sie nieder. Was hatte sie geglaubt? Dass er tatsächlich hier auftauchen würde? Und wenn nicht, dass sie alles, was sie nicht wusste und was sie quälte würde umdeuten können, damit sie weiterleben konnte? Der letzte Tag des Jahres. Sonst waren sie immer bis zum dritten Januar geblieben. Sie hörte im hinteren Teil der Etage das Telefon läuten. Nur einen Moment, dann verstummte das Geräusch. Ein kurzes Gespräch. Die Wirtin eilte zu ihr. Es war tatsächlich er gewesen. Sie hatte eine Weile gebraucht, bis sie seine Stimme erkannte. Die Verbindung war schlecht gewesen. Sie sollte ihr ausrichten, dass er auf dem Weg sei und hoffe, sie noch am selben Morgen im Gästehaus anzutreffen. Als die Wirtin genauer nachfragte, hatte er schon aufgelegt. Warum hatte er sie nicht auf dem Handy angerufen? Hatte er selbst Angst, dass sie nicht gekommen wäre?

Die Nachricht traf sie mit voller Wucht. Er hatte doch nichts vergessen? Wieder Warten. Sie schwankte zurück in ihr Zimmer. Ihre Beine gaben nach. Umständlich zog sie die Stiefel an und nahm den dicken Parka von der Garderobe. Es hatte wieder zu schneien begonnen. Ihre Spuren waren die ersten, die den frischen Schnee durchbrachen. Sie machte sich auf den Weg zur Anhöhe hinauf bis zur Abzweigung. Sie durfte ihn nicht verpassen. Wenn er tatsächlich käme. Was blieb ihr, als es anzunehmen? Der Schneefall hörte plötzlich auf. Blendend überhöhte die Sonne den Bergzug, auf dem der Gletscher ruhte. Die freien weißen Flächen der Ebene auf einmal glitzernd. Sie hielt schützend die Hand vor ihre Augen. Den Blick unentwegt auf die Straße vor ihr gerichtet.

Bodo Lessweiler

Der Weg, den ich nicht gehen durfte

Ich will von einem Weg erzählen, den ich nicht gehen durfte, nur mit den Augen. Mit den Augen bin ich ihn hundert Mal gegangen, tausend Mal, und hätte ich dabei jedes Mal eine Handvoll Erde oder Sand mitnehmen können, dann wären die Toten jetzt beerdigt und wären nicht einfach verwest unter diesem ekelhaften Gestank, der entsteht, wenn Körper verwesen.

▪

Am frühen Morgen hatte die Miliz unser Dorf überfallen und alle aus ihren Hütten auf den Dorfplatz getrieben. „Die drei Letzten werden erschossen!“, schrien sie, und so machten sie es auch. Die Leiber fielen übereinander, ‚über den Haufen schießen‘ sagt man doch im Deutschen, oder? Unter ihnen war auch meine Cousine, sie hatte nur ein Bein, das andere hatte ihr eine Landmine weggerissen, schon als sie ein kleines Kind war, und sie ging an Krücken, eine hatte sie von einer Hilfsorganisation bekommen, die andere hatte ich ihr geschnitzt, sie ging an Krücken, sie konnte doch nicht so schnell laufen ... Unsere alte Nachbarin und ihr Mann, der schon verwirrt war und gar nicht kapierte, was los war, lagen schon da, als sie fiel. Wir anderen saßen auf dem Dorfplatz und konnten nur zuschauen. Wie die Leiber übereinander fielen, die Gesichter starr, die Augen verdreht. Wir sahen zu, wie die Glieder steif wurden, die Leichen Flecken bekamen und im Laufe des Nachmittags sich aufblähten in der heißen Sonne, weil im Körper ja Gase entstehen, glaube ich, und am Abend sah der Haufen aus wie die Silhouette eines Elefanten, der

sich zum Schlafen auf die Seite gelegt hat. Ich wollte hingehen und ihnen die letzte Ehre erweisen, oft wollte ich das in der ganzen Zeit, die wir da saßen, ich wollte sie verabschieden, irgendwas machen, wenigstens eine Handvoll Erde auf sie werfen, aber ich konnte nicht, ich durfte nicht gehen, die Milizleute waren zu aufmerksam, sie lösten sich alle paar Stunden ab, hier über meiner Augenbraue, das ist von einem Gewehrkolben.

▪

Ja, klar, ich könnte auch von meiner Flucht erzählen, das ist ja auch ein Unterwegssein, aber davon ist mir wenig in Erinnerung, ich meine, irgendwie habe ich es überstanden, bin gefahren, gelaufen, lange gelaufen, auch mal geschwommen, aber nicht im Meer, nur über einen Fluss. Bestimmt war es oft gefährlich, aber ich erinnere mich an nichts Bestimmtes, nur, dass ich manchmal Hunger hatte, furchtbaren Hunger, und Durst. Und die Erschöpfung, als ich in der Flüchtlingsunterkunft ankam ... aber erholen konnte ich mich da auch nicht, weil, als die anderen das Kreuz gesehen habe, das ich auf meinem Oberarm tätowiert habe – oh Mann, könnt ihr jetzt sagen, wie bescheuert kann man sein, sich in einem muslimischen Land ein Kreuz auf den Oberarm tätowieren zu lassen? - , aber bei uns ist das mit der Religion nicht so larifari wie hier, wir glauben halt wirklich an etwas und nicht so 'am Sonntag eher ja, aber am Montag dann wieder eher nicht ...'. Also, als die anderen in der Flüchtlingsunterkunft das Kreuz gesehen haben, da gab es gleich schon wieder Ärger, sie sind auf mich los, mit einem Küchenmesser, und der Heimleiter hat, als ich aus dem Krankenhaus kam, so einen Klosterbruder gefragt, ob er mich nicht eine Weile bei sich im Kloster aufnehmen könnte, das Kloster war eh leer, weil er der letzte Klosterbruder war und die anderen beiden schon auf dem Friedhof lagen, und er hat gleich ja gesagt, ohne zu zögern. Das war mit Abstand meine beste Zeit in diesem Land, „wenn du nicht rauchst und nicht trinkst, dann kannst du gleich

wieder gehen!“, hat er zur Begrüßung gesagt, mit einem breiten Grinsen im Gesicht, und es war sofort klar, dass er ein guter Mensch ist, und dann gab es erst mal einen Schnaps, und ich hatte keine Sorgen mehr von wegen 'wie stellst du es bloß an, wenn du eine rauchen willst, dass es keiner merkt in dem Klosterkasten?'. Er hat mir stundenlang zugehört, wie ich erzählt habe von meiner Flucht und allem, obwohl ich doch noch kaum Deutsch konnte, und geheult habe ich, aber er hat einfach immer nur genickt und gar nichts gesagt und war trotzdem total da, versteht ihr, was ich meine? Ich habe auch erzählt, was passiert ist in meinem Dorf und von meiner Cousine und dem Menschenhaufen, der erschossen da lag, und wie gerne ich Erde drauf gelegt hätte, wenn auch nur eine Handvoll oder auch nur einen Krümel, aber ich konnte ja nicht hingehen!, und er hat mir einen Rat gegeben, nämlich sie einfach woanders zu begraben, da, wo ich jetzt bin, und mir vorzustellen, dass dort das Grab ist, und immer hinzugehen und Erde mitzunehmen und sie drauf zu legen. So habe ich es gemacht, nicht dort, beim Kloster, denn dort konnte ich ja auch nicht bleiben, ein Klosterbruder und ein minderjähriger Flüchtling, das gibt natürlich Gerede, also musste ich da wieder raus, und jetzt bin ich hier in einem Heim für unbegleitete Flüchtlinge, das war vorher mal ein Studentenwohnheim, nahe beim Stadtpark.

▪

Meine Kumpels und ich hier, wir streiten selten über Religion und so, wir haben das ziemlich satt, wir streiten eher über Geld oder wenn einer dem anderen das Handy weggenommen hat. Wir reden von Hass oder von Liebe, aber meistens ist klar, dass wir viel zu große Worte im Munde führen ohne wirklich zu wissen, was das ist, Hass, Liebe, Liebe vor allem. Ein Therapeut hat mich mal gefragt, ob ich traumatisiert wäre. Ich glaube nicht. Ich glaube nicht, dass jeder automatisch traumatisiert ist, der so etwas erlebt wie ich. Aber ich glaube, dass der Mensch an sich nicht besser wird. Schaut, ich bin

jetzt noch nicht mal 16 und trage schon drei fette Narben: Eine an der Augenbraue und zwei am Oberarm, da, wo meine Tätowierung ist, wo sie versucht haben, das Kreuz rauszuschneiden. Wie sieht es *innen* aus in vielen, die vielleicht nicht glauben an einen Christus oder irgendwas, das sie erlöst? Treib den Menschen in die Enge, verblende ihn mit irgendwelchen Versprechungen oder noch schlimmer, nimm ihm das Handy weg, und er wird schon irgendein Stück Metall finden, das er zur Waffe schleifen kann ...

▪

Das Grab meiner Cousine ist jetzt hier, im Stadtpark. Ich kann jederzeit hingehen und Erde darauf häufen, Steine, Sand und kleine Äste, was ich eben auf dem Weg dorthin so finde. Ihr könnt es euch anschauen, aber auf den Weg könnt ihr euch nur in Gedanken machen. Denn die Stelle, wo es liegt, ist gut versteckt.

Anton Maria Moser

Kleobis

Ecke die und jene Straße befand sich ein Zebrastreifen auf dem Teer. Acht parallele, weiße etwa vierzig Zentimeter breite Streifen überbrückten die Straße. Kam einer gelaufen, aus Richtung jener Straße mit strammen Schritten und festen Tritten auf dem Asphalt. Muss wohl ein zielstrebiges gewesen sein, stringent und kaum wankend, wie sonst sollte er einen so rabiaten Gang haben? Er wirkte „unterwegs“ in jeder Faser seines Körpers. Gab kaum jemanden, der auf diesem Bürgersteig jemals so unverschämt „unterwegs“ war, denke ich. Würde ich von diesem feisten Fußgänger hören, ich würde nicht umhin kommen ihm eine schwere, schwarze Aktentasche mit schweren, weißen Papieren darin in die Hand zu geben. Vermutlich auch einen sicheren Haarschnitt und eine rümpflige Nase hätte ich ihm verpasst, ja um ehrlich zu sein: Hätte ich den Büffel gesehen, ich hätte sofort die Seite von dieser Straße gewechselt, in Windeseile – also sehr schnell ist gemeint.

Nun die rümpflige Nase ging in seinem rabiaten Gang mit einer unerhörten Geschwindigkeit geradewegs auf besagten Zebrastreifen zu. Der Verkehr war rege, das Wetter interessiert nicht.

In einigem Abstand vor ihm nutzte eine Menschengruppe, es können nicht mehr als etwa einige wenige gewesen sein, den Zebrastreifen um die Straße zu überqueren. Artig wartend standen diverse dumme Automobile und schickten sich an, nachdem die Gruppe passiert haben würde, ihre Fahrt fortzusetzen. Ganz vorne in der Kolonne stand ein ganz besonderes. Eines von denen mit ganz viel PS, Lack

und Geschmack. Der Fahrer kaute irgendetwas und – siehe da – auch er hatte einen sicheren Haarschnitt und eine rümpflige Nase.

Ging nun immer noch zielstrebig voran, man sollte nicht glauben er hätte dies geändert, musste aber erkennen, dass der Abstand zur Traube zu groß war um noch gemeinsam mit ihnen den Zebrastreifen zu benutzen. Also musste er dann doch abbremsen.

Fiel ihm die letzte Dame auf, die vor ihm die Straße überquert hatte. Er sah sie nur von hinten und sicher ist, dass sie ein hervorragend hübsches Kleid oder ähnliches anhatte. Und ihre Schulterblätter, ihr linker Knöchel und vieles dazwischen machten etwas mit der schweren Aktentasche. Es löste etwas. Nein, wurde erfasst. In allervollstem Maße. Sie verfärbte ihn. Es war plump, denn einiges ging von der leicht asynchronen Vibration ihrer beiden Pobacken aus, aber ich glaube nicht, dass es allzu plump war. Eine tiefere Anziehung wäre ihm nicht bekommen, er war nun einmal plattig und das wusste er auch, meine ich. Dennoch war der Effekt und sein Empfinden ehrlich und rein. Und hatte noch nicht einmal ihr Gesicht gesehen.

Ihm fielen augenblicklich die schweren, weißen Papiere in seiner Tasche ein. Und das große Geschäft. Und diese vermeintliche Zukunft. Und die vielen Ordner. Schnürsenkel. Und der sichere Erfolg, er lag ja schon in seinem Koffer. Bitcoins. Und der Flachbildfernseher. Vektoren. Und ein Ausnahme-Anwesen. Und Ruhe, viel Ruhe im Altern. Und diese erstrebenswerte Situation wenn man ihn dann mal bei Seite nehmen sollte und dann käme gedruckt hingeleitet die Frage nach seinem Besitz und den ganzen tollen, dummen Dingen und wie es ihm denn gelungen sei und er würde dann mit diesem abwinkenden Kopfschütteln, gepaart mit einem winzigen Lächeln, antworten, genau wie er es seit jeher beim Zähneschrubben übte. Und Anerkennung. Und verdammte Zahlen. Und schöne Schuhe, mit starken Gummisohlen und Einlagen für einen noch sichereren und rabiateren Gang.

Vor allem sah er dann aber Zeit.

Zeit.

Zeit im später, mit ihm ohne sie.

Vielleicht, wenn man im richtigen Moment die eine Pobacke berühren würde, dann könnte man die Vibration synchronisieren... Aber nein! Übermut! Das würde sie zerstören.

Die Frau zog ihn. Zog ihn über die Straße. Zielstrebig lief er ihr hinterher. Er sah den Lack, die PS und den Geschmack, aber er sah auch die Ecke, hinter der sie gleich verschwand. Jetzt nochmal einen Satz zurück zu machen wäre ja nun aufwendig und unnötig aufseherregend. Das gäbe ein Gehupe und er müsste sich erklären, nein das war keine Option zudem ihm die Argumente für eine Selbstretung ausgingen und er konnte diese Inkonsequenz bei seinen Mitmenschen schon nicht ausstehen, was wäre er für ein Kritiker, wenn er sich nun nicht selbst an seine Prinzipien halten würde. Also ich denke dieser Peinlichkeit ausweichen zu wollen - das ist nachvollziehbar. Außerdem beherrschte ihn der Gedanke, dass sie knapp gesehen zu haben schon mehr Glück war als er in dieser Lebensspanne tragen konnte und noch mehr zu fordern, indem man weiter täglich Luft einzöge, anmaßend wäre. Und Zettel wieherte, bescheiden seufzend. Er war doch als trittfeste Aktentasche genug belohnt durch diesen Anblick, was sollte er noch wollen? Es war Zeit das Casino zu verlassen, was, geheures, könnte diese schlichte Sicht noch übertreffen? Rechtfertigungen sind ja so anstrengend. Es sauste sehr, plötzlich. Wurde abermals erfasst, diesmal deutlich haptischer. Er sah all die Zeit im später und warf sie wissend weg, nicht zuletzt um ihr ein wenig länger hinterher gucken zu können.

Hätte ich wahrscheinlich auch so gemacht.

Böen, ein einziger Graupelschauer und ein frostfreier Wolkenfilm, aber schwachwindig! Neulich Sprühregen, dann: Tiefausläufer mit Schneegrieseln. Gebietsweise kalt und örtlich auch. Überwiegend mäßig aus allen Richtungen.

Horst-Dieter Radke

Der Himmel über dir

»Du hast mich lange warten lassen.«

»Ja«, sagte er. »Aber es ging nicht schneller.«

»Warum?«

Er schwieg. Was sollte er auch sagen? Dass er damals wirklich nur Zigaretten holen wollte, ihm unterwegs plötzlich sein altes Rennrad eingefallen war? Es stand seit Ewigkeiten noch in der Garage seiner Eltern. Er vergaß es immer wieder, weil viel Arbeit auf ihm lastete. Und Verantwortung. Und wenn er es nicht sofort holen würde, käme er vielleicht niemals dazu. Also ging er hin, schellte nicht bei den Eltern, holt gleich das Radk aus der Garage. Es war alles noch in Ordnung. Bisschen Luft auf die Reifen, paar Tropfen Öl auf die Kette, und dann schnurrte es ab. Es schnurrte überraschend gut ab. So glücklich fühlte er sich damals. Es war, als sei alle Last für einen Augenblick von ihm abgefallen. Nur mal ausprobieren, ob alles noch funktioniert, dachte er, fuhr aus der Stadt heraus, legte Tempo zu, trat in die Pedale und als er endlich, nach gut dreißig Kilometern, vom Rad stieg, überkam ihn die Müdigkeit so plötzlich, dass er es kaum noch schaffte, das Rad zu der frei stehenden Scheune zu schieben. Er fiel ins Heu und schlief ein.

Als ihn am nächsten Tag das Heu – oder die Sonne? – wach gekitzelt hatte, blieb er liegen und wartete auf sein schlechtes Gewissen. Sie würden sich Sorgen machen zu Hause. Er würde Ärger bekommen auf der Arbeit. Das schlechte Gewissen kam nicht. Damals nicht und später auch nicht. Nun war es da, auf einem Mal. Ein Gewitterschauer an einem schwülen Sommernachmittag kann nicht plötzlich kommen.

»Vielleicht deshalb, weil ich wusste, dass du dies fragen würdest«, sagte er. Sie sah ihn traurig an. »Vielleicht aber auch, weil ich nicht wirklich wusste, was du sagen würdest.«

»Ich habe gewartet«, sagte sie leise, bemüht, keinen Vorwurf mitklingen zu lassen. Aber das nützte nichts, der Vorwurf klang ja in ihm selbst. Er klang da auch ohne ihr Zutun, schon seit längerem. Doch hören konnte er ihn erst seit kurzem. Deshalb war er zurückgekommen.

Vor der Abfahrt des Schiffes hatte er damals eine Karte geschrieben: Ich muss weg, es geht nicht anders. Bitte warte auf mich, ich komme zurück. Und das war ihm ernst gewesen. Er glaubte daran, all die Jahre und Jahrzehnte. Übertönte mit diesem Glauben die stille Mahnung, die sich in dem Augenblick, als er das Fahrrad aus der Garage holte, in ihm eingenistet hatte und die er geflissentlich zu übersehen, zu überhören gelernt hatte.

»Wo bist du überhaupt gewesen?«

»Überall.«

»Auch in Amerika?«

»Da zuerst«, sagte er. »Dann in Japan, in Australien, Neuseeland. Später in der Mongolei. Da am längsten. Eigentlich bis zuletzt.«

»Was hast du da gemacht in der Mongolei – bei den Tartaren?«

»Die gibt es heute in der Mongolei nicht mehr.«

»Trotzdem, was hast du dort gemacht?«

»Mit den Menschen gearbeitet, gelebt ...«

»... und geliebt, wie ich dich kenne«, sagte sie trotzig.

Er schüttelte den Kopf. Dachte an Ojuna, mit der er zusammengelebt und die er verlassen ... nein, die ihn verlassen hatte. Er hat an ihr gehangen, sie gebraucht, vielleicht auch etwas geliebt. Aber richtig geliebt hatte er Ojuna nicht, nur gebraucht hatte er sie, um sich nicht den Fragen stellen zu müssen.

»Nur dich habe ich richtig geliebt«, sagte er.

»Und warum bist du weggelaufen?« In ihrer Stimme konnte er ihre Traurigkeit hören. Nach so vielen Jahren noch traurig? Dann sah er Tränen in ihren Augen und schämte sich.

»Weil ich es musste.«

Das verstehe ich heute so wenig wie damals, dachte sie, aber sie sagte es nicht. Was hätte es genutzt. Er ist gegangen, er ist wiedergekommen. Was dazwischen lag ... vergangen. Verloren? Nein, das Warten hatte auch eine Qualität. Jetzt, wo es vorbei war, meinte sie das zu spüren. Sie konnte diese Qualität aber nicht beschreiben, deshalb schwieg sie lieber.

»Du sagst nichts?« fragte er, weil die erwartete Antwort ausblieb. Sie schüttelte den Kopf.

»Wenn du magst, kannst du vielleicht noch sagen, was schöner ist dort draußen – schöner als hier.«

»Warst du nie weg?« fragte er überrascht. »Wir sind doch früher auch gerne gereist ... zusammen.«

»Aber nicht weit. Hier in Deutschland, in Europa ein wenig. Wir sind doch nie übers Meer gefahren. Noch nicht einmal über die Nordsee nach England oder über die Ostsee nach Skandinavien. Erinnerst du dich nicht mehr?«

Und ob er sich erinnerte. Einmal fahren wir auch über das Meer, hatten sie sich immer gesagt, einmal besteigen wir ein Schiff, nicht ein Flugzeug, und fahren von einer Küste zur anderen. Erst ein bisschen, vielleicht zu einer Insel, dann etwas weiter zu einem anderen Land. Zu welchem hatten sie sich nicht festlegen wollen. Es musste noch warten, denn es sollte etwas ganz Besonderes sein. Dann hatte er den großen Sprung auf einmal gemacht. Allein! Sonst hätte es nicht funktioniert.

Nun spürte sie auch wieder die alte Bitterkeit. Hätte er sie nicht mitnehmen können? Sie und die Kinder? Und im gleichen Augenblick wusste sie, es wäre nicht möglich gewesen. Man hätte planen, vorbereiten müssen, Hindernisse überwinden, die ärztliche Versorgung für sie sicherstellen. Das hätte niemals funktioniert bei so einer

langen Reise. Hindernisse überwinden war sowieso nicht seine Stärke gewesen. Nein, das hätte nicht funktioniert.

Die Bitterkeit drohte, sie zu überwältigen. Wieviel schöner wäre es gewesen ... Sie untersagte sich diese Gedanken, drängte alles zurück.

»Kannst du es nicht sagen?«, fragte sie noch einmal.

»Was?«

»Was in der Ferne schöner ist als hier?«

Er sah sie an, schaute vom Café weg, vor dem sie saßen, blickte die Straße hinunter. Sie schaute hinterher, nahm die Menschen wahr und ihre Geräusche, den Lärm der Autos. Dann wandte sie sich ihm wieder zu. Er sah nun in den Himmel, dessen Bläue nur ein wenig wenige weißen Federwölkchen befleckten.

»Schöner ist anderswo eigentlich nichts«, sagte er. »Die Menschen sehen vielleicht ein wenig anders aus als hier, je nachdem wo man hinkommt, aber letztendlich sind sie überall gleich. Jeder Mensch träumt, jeder Mensch liebt, jeder Mensch verletzt einen anderen. Mancher willentlich, einige, ohne es zu wissen, ein anderer nur deshalb, weil er nicht anders kann. Man muss nicht weggehen, um Menschen kennen zu lernen. Aber ohne wegzugehen weiß man auch nicht, dass es überall gleich ist. Was jedoch immer anders ist, das ist der Himmel.«

»Der Himmel?« rief sie erstaunt. »Aber er ist doch auf der ganzen Welt gleich blau oder dunkel, es sind doch immer die weißen, grauen oder schwarzen Wolken.«

Er schüttelte den Kopf. »So ist das nicht«, sagte er. »Es ist schon anders. Über dem Meer, ohne dass ringsum irgendwo Land zu sehen ist, da ist der Himmel wie ein frei schwebender Baldachin, ein über allem hängender Schutz. Egal wovor. Vor allem nachts kommen mir dort die Bilder der alten Völker in den Sinn, die glaubten, eine Göttin beuge sich über die Erde und an ihr hingen die Sterne und der Mond. Auch in den anderen Ländern ist der Himmel immer von eigener Qualität.«

Er schwieg eine Weile und sie wartete geduldig. „Da in der Mongolei, in den Steppen und der Wüste Gobi, ist der Himmel etwas Fernes, das die Weite und die Freiheit zeigt. Er engt nicht ein, sondern gibt das Gefühl, wirklich frei zu sein. Hätten wir schon immer in der Mongolei gelebt, wäre ich sicher nicht mit dem Fahrrad weggefahren. Da wäre ich geblieben wo ich war. Es gibt dort keinen Grund, irgendwohin zu wollen.«

»Vielleicht bist du deshalb so spät gekommen?«

»Vielleicht ... vielleicht. Sicher ist aber, dass ich nun da bin. Und ich bleibe auch, egal wie schön oder anders der Himmel irgendwo in der Fremde ist. Ein bisschen Zeit haben wir noch für uns, mal sehen, ob wir es noch zusammen aushalten.«

Er stand auf, legte das Geld für den Kaffee auf den Tisch, ging zu ihr und schob sie mit ihrem Rollstuhl vom Café fort.

Elisabeth Schilling-Küing

Unterwegs sein im Alltag

Wochenmarkt.

Aufgeregtes Wespengekrabbel im reifsaftigen Obst. Träge Fliegen in den Käseauslagen. Dazwischen die Händler mit zusammengeknüllten Zeitungen das Viehzeug verscheuchend. Der Tag getaucht in Farbe, Luft, Betriebsamkeit.

Ich bummle von Gemüsestand zu Gemüsestand, genieße die erdigen Gerüche, welche Kisten, Körben und Gebinden entströmen, vom Wind getragen in die nahen Gassen – verdunstend – sich auflösend.

Dem Blaugrün des Spinates, dem leicht vergrauten, stumpfen Orange der Karotten, der blässlich hellgrünen Kohlrabi, den Frühjahrs Zwiebelchen, den roten Beeten, den Mairübchen, nichts kann ich widerstehen, genauso wenig wie dem freundlich-geschäftstüchtigen *Guten Morgen* der Marktleute und all ihrem Erzählen vom hier Feilgehaltenen und deren Anbau auf den eigenen, wie auch gepachteten Feldern. Und ich kaufe – wähle aus und kaufe. Ich kaufe viel zu viel – wähle noch eine Handvoll Kerbel und die Bäuerin strahlt.

Nichts vom Segen dieses Marktes wird in meiner Küche verkommen, da die Temperatur meines mit Natursteinen gemauerten Gewölbekellers nie über 16 Grad steigt. Vielleicht werde ich Gäste haben, Bekannte, Aromaverliebte, von denen ich weiß mit welcher innigen Bedächtigkeit sie zu kosten verstehen.

Ob ein Treffen bei Auberginen-Eis mit Thymianschaum reizvoll wäre? Vorsichtig greife ich nach einer dieser Früchte; werde unerwartet angesprochen und aus meinen Gedankengängen gerissen.

Haben Sie Zeit?

Fragen mich zwei unbekannte, ältere Herren, von denen ich dachte, dass auch sie nach zartem Gemüse suchten.

Sicherlich – bislang schon – ja...

Schön! Da könnten Sie uns doch bitte diesen Fragebogen ausfüllen. Wir helfen Ihnen noch so gerne, sollte die Brille gerade nicht greifbar sein...

Mit aufgesetztem Lächeln reicht man mir ein Bündel beschriebener DIN A4 Seiten, die ich gar nicht erst in die Hand nehme.

Habe nie lesen gelernt. Brille ist in der Handtasche!

Lache die Herren an und drehe mich weg. Für solche Aktionen konnte, kann und werde ich mich nie begeistern, begeistern können. Die beiden Mannsbilder gucken sich an, zwinkern sich zu. Der eine rückt den Krawattenknopf gerade, sein Kollege den Schal.

Kein Problem, wir lesen Ihnen die Fragen vor. Sie tun uns Ihre Meinung kund und wir füllen für Sie den Bogen aus.

Das dauert mir zu lange.

Aber-aber, wie das denn? Als wir Sie soeben ansprachen, da sagten Sie Zeit zu haben.

Richtig. Sie fragten ob ich Zeit habe. Sie fragten nicht ob ich Zeit zum Ausfüllen eines Fragebogens habe. Sie fragten nicht: „Haben Sie Zeit uns Fragen zu beantworten – schriftlich zu beantworten.“

Die beiden Herren schnaufen tief durch. Mit einem verlegenen Halsverdreher kickt der eine seine angegraute Haartolle nach hinten. Sein Kollege schüttelt kurz und missbilligend den Kopf. Ein gepresstes

„Hm, wie nun?“ kommt über seine Lippen. Dann herrscht Stille zwischen uns – sechs Augenpaare, die sich anstarren.

Sehen Sie meine Herren, genau hier liegt der Hund begraben.

Ich habe Zeit. Sie haben Zeit. Alle hier, die geschäftig über den Markt wuseln haben Zeit. Wir haben Zeit, wo auch immer. Wer lebt, schimpft, tanzt, liebt und atmet, der hat Zeit. Keine Zeit hat nur jener, dessen Herz sich aus der Zeit verabschiedet, das Schlagen eingestellt hat...

Ich grüße, kehre den beiden den Rücken, lege vorsichtig die Aubergine zurück in die Auslage. Die Lust am Gemüsekaufen, am Schlendern über die Pflastersteine und zwischen den Auslagen ist wie weggeblasen. Dann also weiter und zu den nächsten Anlaufstellen; durch die östlich abzweigende Gasse, die paar Treppenstufen hinunter, über den Fußgängerstreifen, bei der Bäckerei links um die Ecke, gleich daneben zum Zeitungskiosk, wo ich seit Jahr und Tag, meine Zeitung hole.

Grüß Gott und guten Morgen!

Der Verkäufer antwortet mit einem *Hallo*, zwinkert mir zu, lacht und meint:

Ja – ja ich weiß, Sie mögen diese Begrüßungsformel nicht. Tönt nach Treibjagd und so...haben Sie mir alles erklärt und mit Auszügen aus Büchern bewiesen. Trotzdem, heute – und zum Abschied – überreiche ich Ihnen Ihre geliebte Donnerstagsausgabe der *NZZ* mit einem *Hallo!*

Wie das? – Sind Sie gekündigt worden? – Für rentenreif halte ich Sie noch lange nicht.

Rentenreif: NEIN. Gekündigt: JA. Doch gekündigt habe ich. Ich habe gekündigt – gekündigt aus Neugierde auf das Leben jenseits

Europas. Mein halbes Leben sitze ich hier zwischen Zeitungen, Magazinen, Rätselheften, Tabakwaren – kenne meine Kunden in- und auswendig, doch die Welt, die kenne ich lediglich aus GEO- Heften und Radioreportagen.

Mein Zeitungsverkäufer ist wie ich, ein passionierter br-2 Hörer. Wie oft in all den Jahren machten wir uns gegenseitig auf diese oder jene Radiosendung aufmerksam und tauschten uns aus über das Gehörte. Mein Zeitungsverkäufer interessiert sich für Landkarten und topographische Blätter. Er ist viel zu Fuß unterwegs. Auch besitzt er Schweizer Landkarten auf denen er stets so lange herumsucht bis er jene Alpreigion gefunden hat, aus welcher der Käse stammt, den ich ihm von Zeit zu Zeit mitbringe. Er wird mir fehlen, mein Zeitungsverkäufer. Doch ich bin beeindruckt von seiner Entschlusskraft sein Leben nur noch sich selber erklären zu müssen. Ich bin begeistert von seinen Reiseplänen. Verabschiedend strecke ich ihm meine Hände entgegen.

In Zukunft werde ich wohl meine Zeitung am Bahnhof kaufen; liegt ja auch näher auf meinen Wegen, nicht wahr...und wissen Sie was? Ich werde Sie vermissen! Ich wünsche Ihnen den Himmel auf Erden und Legionen von Schutzengeln.

Fragend schaut mich der Zeitungsverkäufer an. Ein entsetztes – Oh – fällt ihm von den Lippen und:

Oh – das hätte ich jetzt von Ihnen nicht erwartet. Bitte – bleiben Sie hier Kunde, so wie Sie es all die Jahre waren. Mein Chef mag Sie. Auch er ist immer wieder erstaunt, freut sich immer und immer wieder von neuem darüber wie gut er doch Ihre Muttersprache versteht.

Hoppla! Ich wusste gar nicht, dass mein gesprochenes Alltagsdeutsch „Schwyzerdütsch“ sein soll. Nun denn, Wunder gibt es über-

all. Und: Herzhaft über Missverständnisse lachen zu können, auch das ist ein Wunder!

Zum Abschied, und auf Ihre Reisen, werde ich Ihnen jetzt ein echtes Stück „Schwyzerdütsch“ mitgeben. Ich vermache Ihnen das Verb *gegèlè*. Haben Sie es stets zur Hand auf ihren Reisen. Verwahren Sie es gut und gehen Sie sorgsam damit um. Das Wort wirkt wie Medizin, viel mehr noch: Es ist Medizin. Wohlwollend, herzensfröhlich und entspannt lachen, das alles bedeutet *gegèlè*. Hier, nehmen Sie!

Ich strecke ihm meine Hände entgegen. Lachend und scherzend wünschen wir einander viel Gutes, und ich verspreche bei Kilian und sämtlichen Frankenheiligen, meine Zeitung nicht am Bahnhof zu kaufen, sondern weiterhin hier im kleinen Zeitschriften- und Tabakwarenladen, und beim Chef höchst selbst, da dieser doch so gut meine Muttersprache versteht.

Bettina Schneider

Jenseits des Tejo

Gemach, gemach, scheinen mir die weiß gekalkten Häuser mit den blauen Rahmen um Fenstern und Türen zur Begrüßung zuzuraunen. Und: Genieße den Augenblick, morgen ist auch noch ein Tag!

Für wahr schön ist er, der Augenblick. Über dem Dorf strahlt die Nachmittagssonne vom azurblauen Himmel, nicht eine einzige Wolke trübt das Bild. Ab und an bewegt eine leichte Brise die heiße Luft, die nach vertrocknetem Gras und Staub riecht. Grillenzirpen und das liebliche Bimmeln von Schafglocken erinnern, wie klein das Dorf, wie groß die Natur ist, die sich unmittelbar an die Häuser anschließt - sanfte, goldbraune Wellen, die von Olivenbäumen überzogen sind. Dazwischen wachsen vereinzelt Korkeichen mit ihren weit ausladenden Baumkronen. Das Rostrot ihrer geschälten Stämme lässt sich in der Ferne nur erahnen. Im Abendlicht kann die satte Farbe einen ganzen Landstrich zum Glühen bringen. Der Geschmack der Sonne liegt auf dem Land.

Überhaupt die Sonne ... Sie ist allgegenwärtig, bringt zusammen mit Wasser Blumen in unglaublicher Pracht und exotische Pflanzen hervor, verleiht Früchten und Gemüse ein unvergleichliches Aroma.

Ich bin im südlichen Teil Portugals, in der Region Alentejo, jenseits des Flusses Tejo.

Nachdem ich einen Großteil meines Tagespensums erledigt habe, ist es Zeit für eine Pause. Dieses Dorf hier, das auf meiner Tour liegt, sah einladend aus. Ich habe Durst, auch ein wenig Hunger. Sicher, es gibt noch etwas zu besichtigen: das Hünengrab, den Monolithen, einen Stausee ... Später. Jetzt erst einmal mache ich meinen Zwischenstopp.

Durch einen Vorhang aus farbenfrohen Plastikstreifen betrete ich das Café, vor dem ich meinen Mietwagen abgestellt habe. Sofort steigt mir der köstliche Duft von Kaffee und süßem Gebäck in die Nase. Der unvermeidliche Fernseher oben in der Ecke des abgedunkelten Raumes ist ausnahmsweise auf lautlos geschaltet - bunte Bilder flimmern. Darunter hockt eine Handvoll älterer Männer an drei quadratischen Tischen. Die Männer sehen zu mir auf - ein kurzer Blick genügt, um festzustellen, was los ist. Dann vertiefen sie sich wieder in ihr Gespräch, ihr Kreuzworträtsel, ihren Kaffee oder in nichts. In gar nichts. Ein Zustand, der mir als Mitteleuropäerin manchmal befremdlich vorkommt, häufig aber Bewunderung abnötigt. Davon können wir vom Leben gehetzten Großstadtmenschen uns etwas abschauen. Ist es nicht ein erstrebenswerter, fast paradiesischer Zustand, befreit zu sein von zeitlichem Druck?

Ich gebe meine Bestellung auf. Es dauere ein bisschen, teilt man mir mit. Also gehe ich wieder nach draußen, in die flirrende Hitze. Ich lasse mich auf einem der vergilbten Plastikstühle nieder, die um einen runden Tisch unter einer hellen Markise stehen. Der ausgeblichene Stoff über mir spendet nur einen Hauch von Schatten. Kein älterer Portugiese käme auf die Idee, um diese Zeit sich freiwillig in die Nähe der Sonne zu begeben. Und so bleibe ich alleine hier draußen.

Ich sitze und warte. Der Tisch kippelt. Irgendjemand hat einen mehrmals gefalteten Zettel unter eines der Tischbeine geschoben. Trotzdem wackelt der Tisch wie ein lockerer Milchzahn.

Ich sitze und schaue. Betrachte die Hügel, die nur wenige Meter von meinem Sitzplatz entfernt, im gleißenden Licht dösen. Ein Bauernhaus, dem Verfall preisgegeben, thront wie ein armseliger Wächter auf einem der Buckel.

Ich sitze und warte weiter. Ich habe Zeit. Ich bin im Urlaub. Ich darf auch verharren. Die Hitze wird erträglicher, wenn man sich nicht bewegt.

Das Dorf ist überschaubar: die Häuser aneinandergereiht wie zwei Perlenketten, einmal rechts und links der Straße entlang. Zum Schutz vor den heißen Temperaturen sind die Haustüren geschlossen, die Fensterläden zugeklappt, Rollläden heruntergelassen. Verwaist sehen die Häuser aus, das Dorf liegt wie ausgestorben da.

Zwei Bäume durchbrechen die Ordnung: Mir schräg gegenüber steht ein von der Sommerglut gezeichneter, verkümmerter Baum. Ein ausladender Eukalyptus, der gleichzeitig das Ende des Dorfes – quasi die Sackgasse - markiert, gedeiht weiter links. Ich liebe Eukalyptus, liebe den ätherischen Duft, den er verströmt. Die silbrigen Blätter, die jetzt regungslos baumeln, rascheln anheimelnd, sobald ein Lufthauch hindurch streift.

Am Himmel kreisen Störche. Vier, fünf, sechs, zähle ich. Ein kleiner Schwarm. Die Vögel schrauben sich immer höher in die Lüfte, bis sie schließlich zu winzigen, dunklen Silhouetten gegen das Licht schrumpfen.

Ein Muttmchen, trotz der Hitze in ein langärmliges, schwarzes Kleid und Strumpfhosen gehüllt, schlurft mit einer orangefarbenen Plastiktüte in der Hand die Straße entlang, grüßt irgendjemanden, den ich nicht sehen kann, schlurft weiter. Aus ihrer Tüte ragt ein großer Strauß Grünzeug heraus. Zutaten für ihr Essen oder Futter für Kaninchen oder andere Tiere?

Im Schatten des gegenüberliegenden Hauses kauert auf einem Schemel ein alter Mann. Erst jetzt entdecke ich ihn. Er sitzt in gebeugter Haltung, auf einen grob geschnitzten Holzstock gestützt. Auch er trägt schwarze Kleidung, einen schwarzen Hut auf seinem kahlen Kopf, den er kurz entblößt, um sich zu kratzen. Neben ihm auf dem Kopfsteinpflaster liegt ein braunweißer Hund von undefinierbarer Rasse, die Füße weit von sich gestreckt, und schläft.

Die Sonne, die durch die Markise brennt, macht mich träge, auf eine angenehme Weise.

Was tue ich gerade? Warten, pausieren, schauen? Oder zur Ruhe kommen, meditieren, genießen? Wahrscheinlich alles zusammen.

Vielleicht tue ich auch nichts.

Ein kleiner brauner Hund, Marke Straßenköter, optisch einem Fuchs ähnlich, hoppelt geschäftig über das Pflaster. Er beschnuppert den mickrigen Baum in einer Ausgiebigkeit, als besuchte er ihn zum ersten Mal, dreht und wendet sich, windet sich mehrere Male, scheint sich gründlich zu überlegen, welches Bein er heben soll, bevor er schließlich sein Revier markiert. Danach eilt er wieder zurück - dahin, woher er gekommen ist. Raus aus meinem Blickfeld.

Das mitteleuropäische Zeitgefühl im Nacken drängt mich, noch einmal nachzufragen, was meine Bestellung macht. Sofort heißt es.

Ich weiß - sofort heißt hier: ein vollkommen beliebiger Zeitpunkt nach dem jetzigen, undefiniert. Aber habe ich es eilig?

Ich setze mich wieder nach draußen. Die Wärme und die Stille, die friedlichen Eindrücke haben mich mittlerweile mindestens einen, wenn nicht gar zwei Gänge runterschalten lassen. Bedenklich nahe an den Ruhezustandsmodus gerate ich. Ein kurzes Nickerchen erscheint mir reizvoll, ja, geradezu verlockend. Ich könnte es dem alten Mann gleichtun, dessen Kinn nun in Richtung Brust gewandert ist. Jetzt schlafen sie beide, er und sein Hund. Die Pfoten des Hundes zucken im Traum, einmal mauzt er leise. Der Kopf des Mannes sinkt tiefer. Ein harmonisches Bild.

Dieser Beschaulichkeit kann man sich selbst als Fremder nur schwer entziehen. Schon ticken die eigenen Uhren anders: sehr viel langsamer und unaufdringlich leise. Jegliche Hektik ist verpönt, alles bekommt andere Relationen. Ausnahmsweise bin ich allein dem Moment verhaftet.

Neben mir schwebt wie eine Feder ein rosarotes Blatt einer Bougainvillea zu Boden. Es geschieht unauffällig und verhalten, als wolle das Blatt die Ruhe nicht stören, den Zauber des Augenblicks nicht schmälern. Mein Blick wandert zu der Pflanze, die an der weißen Mauer des Gebäudes klettert und in ein Meer knallig pinkfarbener Blätter mündet. Was für eine Pracht. Einen Steinwurf weiter entdecke ich einen Zitronenbaum. Er ist nicht groß, doch er trägt Früchte -

viele Früchte. Im Laub des Baumes verstecken sich die unreifen, grünen Zitronen. Die gelben, üppigen, in keine europäische Norm gepressten Zitronen dagegen heben sich von dem sagenhaften Himmelsblau im schönsten Komplementärkontrast ab. Dieser Himmel, dieses Blau: es ist von einer Intensität, an der ich mich nicht sattsehen kann.

Mein Kaffee, die Kalorienbombe und das Wasser stehen vor mir auf dem Tisch. Zusätzlich habe ich ein Bifana bestellt - ein Brötchen, gefüllt mit einem kleinen, würzigen Steak. Dazu gibt es speziellen Senf. Das Brötchen ist schnell vertilgt, ich merke auf einmal, dass ich großen Hunger habe. Die Süßigkeit rutscht mit dem Kaffee hinterher.

Gut gesättigt lässt es sich im Augenblick noch besser schmelzen, stelle ich fest.

Irgendwo schreit ein Esel viermal sein I-A, das sich für mich anhört, als betätige jemand einen quietschenden Pumpenschwengel, dann ist es wieder still. Einen weiteren Moment kann verweilen, denke ich. Diese ungeplanten Erlebnisse machen eine Reise erst zu einem Urlaub. Es sind Szenen wie diese, die sich in mein Gedächtnis brennen und ein Leben lang abrufbar bleiben, wie ein schöner Traum. Das Ganze hier ist bemerkenswert, geradezu spektakulär, weil es unspektakulär, so unaufgeregt ist, wie nur Weniges auf der Welt. Einfachheit besticht. Das Simple siegt.

Die Bedienung ist aufgetaucht, räumt ab, fragt dezent, was ich wünsche. Nichts, danke! Gar nichts benötige ich zu meinem Glück. Ich möchte mich nur an diesem Zustand erfreuen, der mich von allen Pflichten auf das Weiteste entfernt. Schauen, Gedanken kommen und gehen lassen - süßes Nichtstun. Die Atmosphäre umhüllt mich wie ein Kokon der Glückseligkeit.

Der kleine braune Hund ist mit einem Mal wieder da, läuft seine Runde, vollzieht das bereits bekannte Ritual an seinem Baum. Gründlich und ergiebig. Wie oft am Tag er das wohl macht?

Und dann kommt so etwas wie Unruhe auf, direkt vor mir. In einem schwarzen Auto cruist ein Schönling die Straße entlang, eingehüllt in eine Wolke stampfender Bässe. Die Fensterscheiben seines sportlichen Gefährts sind tief heruntergefahren, damit ihn alle sehen können und hören müssen. Es scheint trotzdem so, als nähme niemand außer mir Notiz von ihm. Der Mann und sein Hund schlafen unbeeindruckt weiter, genauso wie der Rest des Dorfes. Am Eukalyptusbaum wird gewendet, jetzt geht es die Straße wieder zurück. Hin und her. Wie der kleine braune Hund, wiederholt der Autofahrer seine Prozedur mehrmals, parkt nach ein paar Minuten vor dem Café, steigt aus seinem Wagen, posiert kurz für sein nicht vorhandenes Publikum.

Passend zu seinem Auto ist auch der Beau auf Hochglanz poliert: in Gold gefasste, verspiegelte Sonnenbrille, die schwarzen, gelockten Haare nach hinten gegelt, das helle Hemd weit geöffnet, Jeans, die körperbetont sitzen. Er betritt das Café und entschwindet damit meinem Blick. Vielleicht eine Viertelstunde später – wer verfolgt schon den Zeiger der Uhr in einer solchen Umgebung? - hat der Schöne noch einmal seinen Auftritt. Der Motor des Autos röhrt auf, blubbert ohrenbetäubend, Musik dröhnt im Fortissimo.

Sekunden später ist der Lärm Geschichte, die Ruhe hat den Ort gänzlich zurückerobert.

Friedliche Stille - Luxus pur.

Wie fühle ich mich? Entspannt, gelöst. Sehr behaglich. Und angenehm faul.

Wie wäre es, den Sonnenuntergang von dieser Terrasse mitzuerleben? Der äußerst verlockende Gedanke durchzuckt mich plötzlich wie ein Blitz. Zu verfolgen, wie der Feuerball immer weiter dem Horizont entgegensinkt, die Schatten länger werden, das Licht sich in seiner Intensität aufbäumt, bevor es in sanfte Pastelltöne übergleitet. Spricht etwas dagegen?

Rein gar nichts.

Ich könnte mir noch das Hünengrab, den Monolithen und den Stausee ansehen.

Ich könnte es aber auch bleiben lassen.

Mir ist, als hätte ich gerade die Entdeckung meines Lebens gemacht. Muße und nicht die geringste Hektik umgeben mich.

Wie oft gibt es solche Augenblicke im Leben eines Menschen?

Ein Insekt brummt.

Die Zeit steht.

Genauso fühlt es sich an.

Die Autorinnen und Autoren

Brigitte Bark wurde 1929 in Masuren geboren und lebt jetzt in Veitshöchheim. 1984 besuchte sie in Hamburg vier Jahre lang eine Journalistenschule, schrieb einen Erzählband über Ostpreußen und ein Roman wird zur Zeit überarbeitet.

Charló stammt aus München. Nach rebellischer Schulzeit & Ausbildung folgten Studienjahre an der LMU München. Seit 2002 wirkt sie in Würzburg. Charló schreibt Kurztexte & verfasst Sentenzen. Sie kreiert spontan neue Vokabeln, die in den Sprachgebrauch einfließen. Ihr Text „Kants Mobile“ ist die 1. Veröffentlichung.

Gerda Ebert, 73 Jahre, seit 53 Jahren verheiratet, zwei erwachsene Kinder, wohnt in Wernfeld. Sie hat zwei Romane veröffentlicht: „In meinem Herzen blüh'n Vergissmeinnicht“ (ISBN: 3-88325-580-7) und „Vier mal Liebe“ (ISBN: 978-3-932737-06-0). Beim Autorenkreis Main-Spessart ist sie seit 2013 Mitglied, beteiligte sich an zwei Bänden der Anthologiereihe „Allerhand... Gschichtli“.

Claudia Jüngling lebt in Würzburg und schreibt überwiegend humorvolle Erzählungen mit lokalem Bezug. Ihr erster Roman „Floh-sommer“ wurde 2017 im Echter-Verlag veröffentlicht. Mit der Kurzgeschichte „Backwahn“ konnte sie 2017 den 1. Preis bei der Lesemesse „Romance4U“ gewinnen, was sie sehr gefreut hat, da die Geschichte eigentlich eine Themaverfehlung war.

Evelyn Langhans, Jahrgang 1970, wuchs im Bergischen Land auf und studierte Germanistik und Geschichte hauptsächlich in Köln. Heute lebt sie mit ihrer Familie in Bonn und arbeitet als Referentin für Marketingkommunikation bei der Welthungerhilfe.

Bodo Lessweiler hat Germanistik studiert und war beruflich schon in vielen Bereichen tätig. Jetzt hilft er anderen, ihre Bestimmung zu finden. Er schreibt überwiegend schräg-unterhaltsame Kurzprosa sowie Texte für das (Musik-)Theater.

Anton Maria Moser wurde 1998 als Säugling geboren. Abitur 2016 am Wirsberg-Gymnasium Würzburg. Studium der Germanistik und Philosophie. Seit 2016 ist er als Autor aktiv, trat bei Lesungen in Würzburg, Schweinfurt und Halle auf und veröffentlichte als Rapper unter dem Pseudonym „Spencer“ 2017 sein Album „14“.

Horst-Dieter Radke, Jahrg. 1953, Schriftsteller, lebt im Taubertal, schreibt Sachbücher, Erzählungen, Novellen, Romane, auch im Team mit der Bielefelder Kollegin Monika Detering. Er ist Mitglied bei der Schriftstellervereinigung „42erAutoren e.V.“.

Elisabeth Schilling-Küng: Geb. 1941 in Luzern; Chemotechnikerin; diverse Zusatzausbildungen in Kunst- und Kunsthandwerk; langjährige Arbeitseinsätze im Ausland; schreibt Kolumnen; karikiert mit diebischem Vergnügen und Ironie das vermeintliche Ungemach im Alltag.

Bettina Schneider, Jahrgang 1968, lebt in Berlin, verheiratet, zwei Kinder, ein Hund. Studium der Betriebswirtschaftslehre, danach zehn abwechslungsreiche Jahre im Rechnungswesen der Privatwirtschaft, heute Freiraum für kreative Tätigkeit.